Du schönes grünes Alpenland!

Cölestin Jocher


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Du schönes grünes Alpenland.

Sitten, Sagen, schnurrige Geschichten und Schnadahüpfl

von

Cölestin Kocher

Bilder v. Rudolf Pöpl u. Anderen

Preis fl. 1.20 = Mk. 2.—



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1898.

Du schönes
grünes Alpenland!

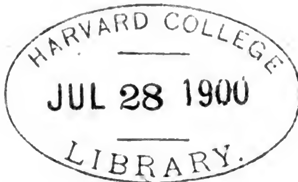
Sitten, Sagen, schnurrige Geschichten
und Volkslieder.

Von

Cölestin Jocher.



Innsbruck.
Im Commissions-Verlag
der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1898.



Druck der Wagner'schen Univ.-Buchdruckerei in Innsbruck.

1. Theil:

Sitten, Sagen und schnurrige Geschichten.

Vorrede.

„Du schönes, grünes Alpenland!“ So nennt sich das vorliegende Büchlein Wieso ich dazu kam, über das schöne Alpenland — die herrliche Steiermark — zu schreiben? Ganz einfach deshalb, weil ich auf meinen Wanderungen auch des öfteren in diese schöne Provinz kam, wo ich Berg und Thal durchstreifte, die Reize der Natur und das anziehende Volksleben kennen lernte.

Hier sah ich die mit ewigem Schnee und glitzerndem Eise bedeckten Hochalpen die Gegend zieren, hier wilde, öde und zerrissene Berggebiete drohen, wo nur ab und zu des Jägers kühner Tritt zu vernehmen, oder des verwogenen Alpinisten Schritt zu hören ist, — und dort wiederum sah ich der üppig grünen Thäler, der schön bewaldeten niederen Berge so viele, wo die Sanftheit und Lieblichkeit der Natur prangt, und dort sah ich auch der milden Gegenden so manche, wo die liebe Sonne mit ihren heißen Strahlen die Erde küßt und sangesfrohe Menschen heiter hausen!

Und erst das Leben und Getriebe des Volkes! Welch eine Fülle von Mannigfaltigkeit bot es dem neugierigen Wanderer! Gerade in den fernsten Thälern war Gelegenheit, allerlei sonderbare Sitten und Sagen kennen zu lernen und schnurrige Geschichten, melodiöse Lieder und klangvolle Jodler zu hören.

Auch die alten Burgen, die ja im Zauberkreis der Volkssage keine geringe Rolle spielen, übten mit ihrer Romantik auf mich eine besondere Anziehungskraft aus. Wie so mancher Reisende fragte ich mich, wie denn das Felsennest entstanden sein mag, wen es beherbergte und wie's da zugieng?

Was Wunder also, wenn ich die Natur schilderte, wenn ich Sitte und abergläubische Meinung, Sage und Lied sammelte und wenn ich, geschichtliche Quellen über die Burgen benützend, mancherlei mir besonders interessant dünkende, sagenhaft umwobene Episoden aus der Ritterzeit entnahm?

Abgesehen von jenen Partien, in denen die Geschichte eine Rolle spielt, habe ich den Stoff selbst an den betreffenden Orten gesammelt, direct an der ewig frisch sprudelnden Quelle des Volksmundes schöpfend. Natürlich wird in meinem Werkchen keine erschöpfende Behandlung, sondern eben nur eine kleine Blüthenlese deutscher Art und Sitte, poesieumwobener Sage und klangvollen Volksgesanges in der schönen, grünen Steiermark geboten.

Die Anordnung des Stoffes im prosaischen Theile erfolgte im ganzen und großen nach der Reihenfolge der Landschaften von Nord nach Süd, so dass also Sitte und Sage derselben Gegend neben einander zu stehen kommen.

Auch bezüglich der Volkslieder muss ich hier im besonderen einige Bemerkungen machen. Zumeist nahm ich aus der von mir gemachten Sammlung in dem Büchlein solche auf, aus welchen der gesunde, derbe Volkswitz so recht scharf hervorblitzt, oder wo Alm- und Jägerleben beschrieben werden. Ferner sei erwähnt, dass ich einige Partien der Lieder aus dem Volksmunde verstümmelt erhielt, und dass ich deshalb hie und da genöthigt war, selbst die Lücken — freilich möglichst sinngemäß — auszufüllen. Andererseits aber musste ich an so manchen Stellen Ungehöriges weglassen. Die Sichtung geschah mit peinlicher Sorgfalt, und muss ich bei dieser Gelegenheit des k. k. Professors und Doctors Josef Pommer*), welcher derzeit Vorstand des deutschen Volksgesangvereines in Wien und ein ausgezeichneter Kenner des deutschen Volksliedes ist, dankbar gedenken, denn er gab mir betreffs der von mir gesammelten Lieder so manche beherzigungswerte Winke.

---

*) Siehe auch seine Werke im Verlage des deutschen Volksgesangvereins, namentlich die: „60 fränkischen Volkslieder.“

Blätternd nun in meinem Werkchen dürftest Du, schöne Leserin, geehrter Leser, so manchen Ausdruck finden, der Dir zu viel nach der gewöhnlichen Umgangssprache schmeckt. Du musst aber bedenken, dass Du in dem Büchlein keine Salonlöwen vor [illegible] hast, die mit Glacehandschuhen erscheinen und in geschraubten Floskeln sprechen, sondern, dass kernige Gestalten aus dem deutschen Landvolke der Berge vor Dir stehen, Gestalten, die eben reden „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist“ — oder Du musst bedenken, dass es knorrige, derbe Ritter sind, die hier auftreten, Ritter, die kurz angebunden sind und, wenn sie getreten werden, in ihrer Manier gleich mit dem Schwerte dreinfahren.

Nun wandre, Büchlein, frisch und froh hinaus in die schöne, grüne Welt und sieh zu, dass du dir ein Plätzchen beim lieben, deutschen Volke eroberst! Und damit Gott befohlen!

Villach, im September 1897.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Theil.

---

2. Theil.



1. Mariazell.



Eine der schönsten Gegenden von Steiermark, ja von Oesterreich ist Mariazell, das sich eines großartigen von Jahr zu Jahr steigernden Fremden=

zuflusses zu erfreuen hat. Mariazell verdankt seine Berühmtheit dem Umstande, dass es Wallfahrtsort ist. Doch würde man fehl gehen, wenn man annehmen möchte, dass hier nur Wallfahrer zusammenströmen; im Gegentheil ist der Ort auch Zielpunkt vieler Vergnügungsreisender und Ausflügler, die daselbst des Merkwürdigen und Schönen genug finden.

Mariazells Ursprung ist auf das wunderthätige Gnadenbild zurückzuführen. Fünf Mönche aus dem uralten Benedictinerstifte St. Lambrecht waren die ersten Ansiedler, Mönche, die im Auftrage ihres Abtes die wilde Gegend durch Ausrodung der Wälder und Unterweisung der zerstreuten Bewohner im Christenthume der Cultur zuführen sollten. Eines Tages schnitzte einer der Söhne des hl. Benedictus wieder an einem Muttergottesbilde und hatte seine helle Freude daran, das Bild der Vollendung immer mehr entgegenschreiten zu sehen. Seine Arbeit wurde belohnt, denn die Madonna erzeigte in dem endlich fertiggestellten Schnitzwerke reichliche Gnaden. Die Wunderkraft des Bildes lockte immer mehr Leute an, und es bildete sich um die einsame Zelle des Mönches am Fuße der Bürgeralpe bald eine kleine Ansiedlung. Dies geschah im Jahre 1157. Da sich hier bald Wunder auf Wunder häufte, so erlangte der Ort schnell einen weiten Ruf, so dass sogar der Markgraf Heinrich von Mähren frommgläubigen Sinnes hierherzog und an Stelle der Mönchszelle im Jahre 1200 die heutige schöne Gnadenkapelle und das erste Gotteshaus er-

baute und zwar zum Danke für die wunderbare Heilung von langjähriger Gicht. Später, 1363 wurde dies Heiligthum von Ludwig von Ungarn, von dem auch das jetzige Gnadenbild stammt, erweitert; er baute auch den Mittelthurm und das große herrlich gothische Portal. Die Kreuzigung Christi, Darstelluugen aus der Geschichte der Kirche, Preissprüche auf die Himmelskönigin und Aufzeichnungen wunderbarer Heilungen schmücken diesen großartigen Eingang. Tritt man ins Innere, so ist man geradezu überrascht von der Großartigkeit und Pracht der Kirche, deren Dunkel den Eindruck nur noch erhöht.

Stuccatur ziert in überaus reicher Fülle die Gewölbe, während man in der Mitte der Kirche die Gnadenkapelle erblickt, die im Silber- und Kerzenglanze wunderbar erstrahlt. Altar und Gitter sind aus purem Silber, die Gnadenstatue aber, der Hauptanziehungspunkt, ist aus Holz. Weit hinter dieser Kapelle liegt der mächtige Hochaltar, den Fischer von Erlach, der geniale Meister, aus Marmor erbaute. Den Tabernakel bildet ein Ebenholzkreuz, das auf einer silbernen Erdkugel steht, während die drei göttlichen Personen in Menschengröße dargestellt sind. Interessant ist ein Gang auf den hohen Galerien, welche wie die Kirche mit einer großartigen Menge von Bildern, besonders aber mit Darstellungen von Heilungen, Votivgeschenken, eingerahmten Danksagungen, Krücken und Schuhen von Geheilten und dergleichen bedeckt sind. Von hier steigt man dann

auf den hohen Thurm, von dem sich eine prächtige Aussicht bietet. Einige große Glocken schweben zu Häupten des Besuchers. Die größte im Gewichte von 5779 Kilo wird im Sommer täglich um 7 Uhr früh, an Festtagen und, wenn die Wiener einziehen, geläutet. Nicht zu versäumen ist die Schatzkammer, welche große Kostbarkeiten von ungeahntem Werthe enthält. Da findet man Votivgegenstände: Perlschnüre, Ringe, Kreuze und Halsketten; hier die irdischen Ueberreste des Papstes Eleutherius, dort den Lorbeerkranz der Josefine Gallmaier, den sie vor ihrer Abreise nach Amerika als Weihegabe niederlegte, weiter Prachtgeschenke von Carl III., von Montecuculi, der Kaiserin Elisabeth, von der Kaiserin Eleonore aus Frankreich, eine 18 Pfund schwere Monstranze im Werthe von etwa 40.000 fl., ungarische Dukaten von einer Opernsängerin, Spenden von einem Fürsten Obrenovitsch und Grafen Hackelberg, eine schöne Ampel von Kaiser Ferdinand III., weiters die Ueberreste des Bischofes Cyrill von Alexandrien, Mordwaffen wegen vereitelten Mordes, Rosenkränze, Medaillen, Marmorreliefbilder, einen Altar von Maria Theresia aus dem Jahre 1769, köstliche Silberstatuen vom Grafen Apponyi, Kelche von Emmerich Esterhazy, ein Spiegelbild der Madonna vom Grafen Nadasdy aus dem Jahre 1697, ferner ein Bild aus Steinen, gefertigt von einem Verbrecher, den Hausaltar vom Könige Mathias Corvinus, massiv goldene Kelche mit kostbaren Edelsteinen bedeckt, Münzen, ein Gnaden=

bild von reinem Silber und eine uralte Monstranze aus Gold und Bergkrystall, kurz auserwählte Kostbarkeiten, von denen hier nur eine kleine Auswahl aufgezählt ist. Man ersieht daraus, wie ehedem alles: Könige und Fürsten, Künstler und gewöhnliche Sterbliche wetteiferten, der hehren Madonna zu Ehren Schätze zu opfern und wie sie ihre Dankbarkeit für erhaltene Gnaden und wieder geschenkte Gesundheit bewiesen.

Nun betrachten wir einmal die Wallfahrten, die hieher unternommen werden. Wie ich hörte, soll die Anzahl der jährlich zu Fuße hieher kommenden Fremden über 100.000 betragen. Aus allen Ecken des Reiches, ja sogar aus dem Auslande pilgern helle Scharen zu dem berühmten Wallfahrtsorte, um am Gnadenthrone der Himmelskönigin Hilfe aus leiblichen und geistigen Nöthen zu erlangen. Mit Fahne, Musik, allerhand Symbolen und unter Gesängen wallt man aus weiter Ferne mit schwerem Gepäcke und unter großen Beschwerden zu Fuße hieher. Oft dauert der Weg hin und zurück wochenlang. Insonders die nördlichen Länder Böhmen, Mähren und Niederösterreich liefern viele Wallfahrer, deren gewöhnlicher Weg über St. Pölten, Lilienfeld und Annaberg geht, eine auch landschaftlich schöne Tour, die nicht minder von Vergnügungsreisenden stark in Anspruch genommen ist. Diese Route nach der schönen, grünen Steiermark verdient in der That den lebhaften Besuch, der ihr jahraus jahrein zutheil wird. Inter=

essant wird's auf diesem Wege erst von Türnitz an durch den sog. Türnitzgraben, eine schluchtartige Thalenge, derenWände oft jäh zerrissen abfallen und einen wildromantischen Anblick bieten. Vom Annaberge genießt man von ziemlicher Höhe aus eine wunderschöne Aussicht auf die zu Füßen liegenden Thäler und auf die von frischem Grün bedeckten Berghöhen. Herrlich ist der Blick auf den bläulich schimmernden sagenumwobenen Oetscher, der sich besonders nach einem Regen schön ausnimmt, wenn er bald zwischen dem zerrissenen Gewölk sichtbar wird und bald dahinter verschwindet. Auch der weitere Weg über Wiener Brückl und Mitterbach bietet viel des Schönen, bis endlich das Ziel erreicht ist. Unter den Wallern bemerken wir im Frühjahre, wo die Erntezeit noch nicht drängt, besonders viele Slovaken, die als treue Söhne der katholischen Kirche, wenn thunlich, jedes Jahr nach dem steierischen Pilgerorte kommen. In ihren originellen Nationalcostümen, die Männer in ihren weißen Mänteln und die Frauen in ihrer malerischen Tracht, ziehen sie, lauter kräftige, von Gesundheit strotzende und oft auch schöne Gestalten, fromme Lieder singend dahin. Jede Person trägt auf ihrem Rücken einen gewaltigen Bünkel, in dem sich nothwendige und überflüssige Reisebedürfnisse für eine durchschnittlich 3-wöchentliche Tour befinden. Der Opfermuth und die Genügsamkeit dieser Wallfahrer sind bewundernswert. Wenn's über steile Anhöhen geht, so nach dem Annaberge, so legen sie sich noch Steine

ins Gepäck, ihr Werk verdienstlicher zu machen. Im Gegensatze zu den Slovaken pilgern die böhmischen Wallfahrer schon bedeutend praktischer, indem sie zur Entlastung ihrer Personen Wägen mitführen, worauf Gepäck und Proviant, der wohl manchem in der Hitze verdirbt, mitgeführt wird. Am bequemsten machen sich's aber die Pilger aus Niederösterreich und Steiermark, die, weil sie ja auch nicht so weit haben, entweder gar kein oder doch sehr wenig Gepäck mitführen. Am allercommodesten aber wallen die Wiener, indem sie per Bahn nach Lilienfeld oder Kernhof und von hier mit Stellwagen weiterfahren, eventuell auch bis ans Ziel zu Fuße gehen. In Mariazell wird dann ihnen zu Ehren, wenn's eine größere Schar ist, wie schon erwähnt, die große Glocke geläutet. Größere Wallfahrtszüge lassen sich von Priestern begleiten; stets aber ist bei jeder Schar ein erfahrener Führer, ein Kreuz- oder Fahnenträger. Viele Wallfahrer führen sogar eine Musikkapelle mit und lassen durch weißgekleidete Mädchen den Zug eröffnen. In Zell angelangt werden jene Wallfahrer, die es wünschen, von der Ortsgeistlichkeit und Fahnenträgern, sowie unter Glockengeläut eingeholt, so dass hier an den meisten Tagen besonders vor Festtagen das Beten, Singen und Läuten kaum verstummt. Der Einzug in die Kirche ist der denkbar feierlichste; er findet unter Kerzenschein statt, worauf man vor der Gnadenkapelle den ersten Halt macht, um sodann in den geräumigen Hallen des Gotteshauses mehreremale

umzuziehen. Abends findet gewöhnlich durch die Procession ein Lichterumzug statt. So manche der Wallfahrer lassen es sich auch nicht nehmen, zur Kirche über die vielen Stufen auf ihren Knieen hinaufzurutschen. Dasselbe geschieht dann auch innerhalb der geweihten Stätte.

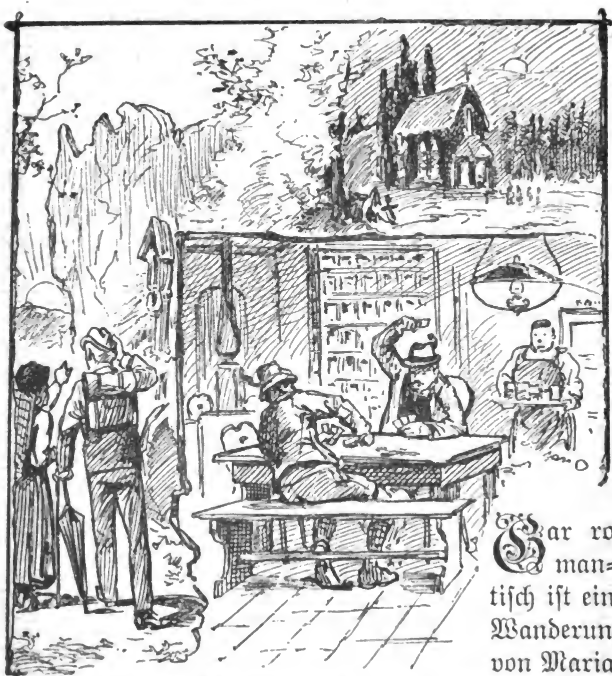
Unter diesen Umständen gestaltet sich das Leben und Treiben in Mariazell zu einem sehr bewegten, jedes Haus ist eine Fremdenherberge und jeder Hausbesitzer in gewissem Sinne ein Wirt; Fuhrwerk und Geschäftsleben floriert, und alles verdient. Bei der Kirche haben eine Menge von Verkäufern ihre Buden errichtet, wo tausenderlei Sachen, insonderheit Devotionalien, Photographien, Kleinwaren und Andenken aller Art feilgeboten werden. Diese Buden bilden für sich eine kleine Niederlassung und geben dem Orte sein merkwürdiges Gepräge.

Etwas dem Orte Eigenthümliches sei noch erwähnt, nämlich der Umstand, dass täglich um 11 Uhr vormittags das Aveglöcklein geläutet wird zum Andenken an die Türkenbelagerung von anno 1683. Der Anführer der muselmännischen Horden hatte nämlich feierlichst verkünden lassen, dass er Mariazell, welches stark befestigt war, noch bevor die Glocken 12 Uhr geläutet haben würden, erobern und sich das Muttergottesgnadenbild holen werde. Daraufhin erfolgte ein erbitterter Sturm von Seite der Türken, die Steirer kämpften tapfer, doch die Gefahr rückte immer näher. In diesem Augenblicke

höchster Noth rettete eine List die Vertheidiger. Es war gegen 11 Uhr vormittags, als man, um die Türken zu täuschen, mit allen Glocken zu läuten anfieng. Dies verwirrte die Belagerer, welche sich vermessen hatten, noch vor dem Aveläuten den Ort zu erobern, um so mehr, als sie, wie die Chronik erzählt, plötzlich große Wassermassen vor sich sahen. So verbreitete sich allenthalben Furcht und Schrecken in den türkischen Reihen, die bald vollständig geschlagen wurden und flohen.



2. Ins grüne Salzathal.



Gar romantisch ist eine Wanderung von Mariazell über den „Kastenriegel“ nach Wildalpen, auf welcher Tour liebliche Thäler mit wildem Hoch=

gebirge angenehm abwechseln. Bei Wegscheid, nicht weit vom Wallfahrtsorte, sieht man auf einer Höhe einige gar seltsame Felsgebilde. Darnach fragend, erhielt ich von den Landleuten die bereitwillige Auskunft, dass dies die „Drei Spielmänner“ seien. Damit verhält sich's, wie mir erzählt wurde, folgendermaßen: Es war Weihnachtsabend, die liebliche, fröhliche Zeit gekommen. Jung und Alt freute sich unter dem strahlenden Tannenbaume, an dem das Kripplein mit dem zarten Gotteskindlein, mit Joseph und Maria stand. Die Kinder jauchzten vor Lust und beguckten mit leuchtenden Augen die niedlichen Geschenke, während die Alten in der Freude des Festes und in der Lust der Kinder jung wurden. So näherte sich die 12te Stunde immer mehr, und alles rüstete sich, in guter altgewohnter Weise durch Schnee und Eis, durch Wind und Kälte zur frohen Christmette ins freundliche Kirchlein zu eilen. Nur drüben in einem Wirthshause ging's wüst zu. Zwei rohe Gesellen saßen mit dem Wirt am Tische und vertrieben sich die Zeit mit lärmendem Spiel, das hehren Abendes nicht achtend. Da fuhr ein Windstoß an die Fenster, dass die Scheiben klirrten.

„Ist das aber ein Hundewetter, als ob alle Teirl los wären,“ brummte einer der Gäste.

„Sei froh, dass d' hinter dem Ofen sitz'st,“ meinte der Wirt.

Kaum hatte dieser geendet, als an der Thüre geklopft wurde. Der Wirt öffnete, und herein trat der

allen nur zu gut bekannte Fichtenhans, ein gerader, biederer Hubenbesitzer, der oft, wenn er etwas bei anderen nicht in der Ordnung sah, mit tadelnden und mahnenden Worten eingriff.

„Aha, da sitzt's also und spielt's wie die Heiden! Lasst's das bleib'n und geht's lieber mit in die Mett'n, 's ist schon die höchste Zeit!“ rief Hans den Anwesenden zu.

Diese brachen in ein höhnisches Gelächter aus.

„Scher dich zum Kuckuck mit deinem Gekrächz'!“ schimpfte dann der eine, „schwarze Toni“ zubenannte Spieler.

„Mag er reden, was er will, er wird mit seinem G'schrei kein' Hund hinter dem Ofen hervorlock'n!“ meinte der zweite Spieler, der auf den Namen „Quastelsepp“ hörte.

„Lass deine Mett'n Mett'n sein, Hans, und bleib lieber bei uns in der warmen Stub'n beim süß'n Grog,“ rieth der Wirt, dem Fichtenhans eine Schale von diesem Getränke einschenkend und hinreichend.

„Die Straf' wird euch g'wiss noch treff'n!“ sprach Hans entrüstet und prophetischen Tones, den Grog zurückweisend.

„Der werden wir schon ausweich'n, sieh nur zu, dass dich nix trifft,“ höhnte der Toni weiter.

Auch der Wirt blieb mit seinen losen Bemerkungen hinter seinen Genossen nicht zurück.

„Ich sag's euch noch amal, lasst's das Spiel'n und geht's zur Mett'n, dass euch nit an Unglück trifft,“

warnte und mahnte Hans nochmals, sich zum Gehen wendend.

Vergebens, seine ernsten Worte forderten die wüsten Gesellen nur zu umso größerem Spotte heraus, worauf der gutmeinende Warner sich entfernte und dem Kirchlein zueilte, dessen Lichter man schon von weitem glänzen sah. Die Spieler setzten die unterbrochene Unterhaltung weiter fort, tranken ein Glas Grog ums andere, fluchten dabei wie die Schweden, lärmten und schimpften wie die Heiden und stimmten schließlich derbe, zotige Lieder an. Da schlug's auf einmal 12 Uhr, die Geisterstunde. Ein fürchterlicher Windstoss, wie man ihn noch nicht gehört, machte das Haus in seinen Fugen erbeben. Die drei Gesellen erbleichten, meinte man doch nicht anders, als es sei ein Erdbeben entstanden. Kaum war man zu Worte gekommen, als auch schon ein zweiter Stoß erdröhnte, welcher die drei wie Strohwische zur Erde riss, so dass sie vor Todesangst zitterten, unfähig ein Wort zu reden. Ein dritter Stoß, das Haus stürzte krachend zusammen, während ein schrecklicher Wirbel die unglücklichen Spieler hinauf auf den Berg trug, wo sie zu Stein verwandelt noch heute, wenn der heilige Abend kommt, fluchen und spielen zum abschreckenden Beispiele für andere. Das Haus aber, wo das Unglück die Drei überfiel, war und blieb verschwunden, so dass bleicher Schrecken den Fichtenhans und die andern Dorfgenossen erfasste.

Bei den 3 Spielmännern soll sich auch ein Loch im Felsen befinden, und sollen nach der Volksmeinung diejenigen, welche hindurch sehen, immer in der Richtung nach Mariazell kommen, auch wenn sie ein anderes Ziel hätten.

Von Wegscheid gelangt man durch herrlichen Waldesduft und schönes Grün steil hinan zum „Kastenriegel,“ was so viel wie einen Felsriegel zwischen zwei Kästen oder Thälern bedeuten soll. Diese Gegend ist äußerst romantisch und der Ausblick von der Höhe des Riegels ein sehr imposanter. Links dehnt sich die kahle Wand des Hochschwab, während unten zu Füßen das schmale üppige Thal hinläuft, eingesäumt von hochstarrenden und wildzerrissenen Bergen, zu welchen jähe, gefährliche Touristensteige hinanführen.

Nun steigen wir vom Kastenriegel weiter ins Thal und kommen bald in die „vordere,“ dann in die „mittlere“ und schließlich in die „hintere Hölle“. Der Wanderer gelangt also aus den Höllen fast nicht heraus, doch lockt oben in luftiger Höhe als Trost die „Himmelswand,“ zu der hinanzusteigen es dem armen Erdenpilger wohl viel Schweiß und Mühe kostet. „Hölle“ heißen diese Partieen wohl deshalb, weil sie tiefe Felskessel und enge, fürchterliche Schluchten bilden, die von wildzerrissenen Bergwänden eingesäumt sind.

Endlich kommen wir gottlob aus den unheimlichen Höllen heraus ins breiter werdende Thal, wo

uns wieder ungemessenes Himmelslicht umflutet. Wir finden in der Gegend — wie auch sonst im steirischen Oberlande — viele sogenannte „Studenten-herbergen,“ wo der in die Ferien fahrende Musen-sohn, dessen Sinn eben so leicht ist wie Cassa und Gepäck, für wenige „Kniffe“ ein gutes Nachtmahl, Herberge und Frühstück findet. Jeder akademische Bürger, der eine Alpenvereins-Legitimation auf-weist, kann dieser Wohlthat ermäßigter Preise theil-haftig werden und übernimmt dagegen nur die Pflicht, über seine diesfalls gemachten Erfahrungen dem Alpenvereine Bericht zu erstatten.

Wir sind in Weichselboden, einer Holzknecht-niederlassung, angelangt. Golden lacht die liebe Sonne, die Salza rauscht durchs grüne duftige Thal, die Vögel singen frohe Lieder unter luftigen Laubkronen und — Schützenauers freundliches Gasthaus lockt zum Eintritte und Kosten des schäumenden Stoffes. Frisch gestärkt geht's dann weiter längs der wild brausenden Salza, deren Wasser ein so wunderbares, krystallklares Grün zeigt, dass man am Boden jedes Steinchen zählen und die bunt gesprenkelten Forellen dahinschnellen sehen kann. Durch einen finsteren Tunell führt die Straße vorwärts. Ein tosender Wasserfall, der „Kläfferbrunnen“ schäumt Silber-fluten in breiten Absätzen hernieder, hinter Gebüsch hie und da durchschimmernd, drüben droht eine zerrissene, kahle Felshöhe gegen den strahlenden Himmel, und dort oben auf der schönen grünen Alm

grasen Herden von Kühen, Schafen und Ziegen, deren Almglocken in lieblich-trautem Klange heruntertönen. Es ist eine prächtige Gegend, eine Perle des steierischen Oberlandes, wo der Auerhahn lustig balzt, die „Gams“ auf spitzen Felsen auslugt und in die Luft schnüffelt, wo des „Jagers“ Büchse lustig knallt, wo man so fröhliche „Gsangl“ singt, so schneidige Jodler hört, und so muntere, schöne Almerinnen sieht. Wer kann sich da verwundern, wenn der Volksdichter in seiner Begeisterung singt:

„Mein Steiermark, mein Vaterland,
Du bist halt gar so schön,
Man trifft wohl g'wiss koa schöner's an,
Wie weit man a mog geh'n.
Und auf die Berg und auf der Olm
Is erst das wahre Leb'n,
Es kann wohl auf der ganzen Welt
Koan lustigers net geb'n.“

Und wer würde nicht fröhlich beistimmen, wenn Thassilo Weymayer so sinnig und innig dichtet:

„O Gott, erhalt mei Steiermark
In Frieden und in Ruah
Und unsern lieb'n Kaiser a,
Den guat'n Herrn dazua!
Gib, dass er in sein' ganz'n Reich
So treue Herzen hat,
Damit er a kann lusti sein
In seiner Kaiserstadt!“



3. Die Frauenmauer.



Das Volksleben in den Alpen, das des Anziehenden und Eigenthümlichen so viel bietet, ist besonders in engen, einsamen Thälern interessant. So

findet man namentlich auch im Salzathale manches Eigenartige, hier, wo die dichten Wälder, die engen, finstern Schluchten, der brausende Fluss, die jähen Berge, kurz die wildromantische Natur auf Gemüth und Stimmung des Volkes so sehr einwirken und ihm einen oft phantastischen, ja poetischen Sinn verleihen, wie er bei den prosaischen Bewohnern des Flachlandes gar nicht zu finden ist. Dies zeigt sich besonders bei den vielfachen Volkssagen und den abergläubischen Meinungen, die uns so manche Blicke in die Volksseele gestatten. Im Salzathale und der Umgebung hatte ich Gelegenheit, verschiedene schöne Sagen kennen zu lernen, die hier der Reihe nach Platz finden sollen.

Bei dem Dorfe Palfau liegt oberhalb des Schulhauses am Gamsstein die sogenannte Frauenmauer. Eines Abends trieb ein junger, kecker Schafhirt von der „Tafern am Rinn“ seine eben nicht große Herde heim, als er zu der Frauenmauer kam, von der ein kleines Brünnlein floß. Geschäftig drängten sich die Schafe, um das frische Wasser zu trinken. Da auf einmal sah der Schäfer drei große, weiße Frauen von schöner Gestalt vor sich, wie aus der Erde entsprungen.

„Willst Du, Kleiner, mir nicht Dein jüngstes Lämmlein überlassen? Ich werde dir's gewiss reichlich lohnen, wenn du nur alles befolgst, was ich dir befehlen werde,“ sprach die hübscheste unter ihnen zum Knaben, der über die Erscheinung so erstaunt

und über die Schönheit der Frau so sinnverwirt war, daſs er gar kein Wort herausbringen konnte.

Die schönen Frauen nahmen des Schäfers Schweigen wohl als Einverständnis und öffneten im Nu mit einem Zauberstabe die Felswand, worauf sich in einer Höhle ein prächtiges Schloſs zeigte, vor dessen goldglänzendem Thore nun Hirt und Schäflein standen. Flugs kam ein Diener herbei und führte den sprachlosen Knaben ins Schloſs, dessen Wände wie Krystall funkelten. Man war nicht lange gegangen, als der Führer eine Thüre öffnete, durch die es in einen herrlichen Saal gieng, wo die drei Frauen, nunmehr ganz roth gekleidet, saßen, ohne auch nur ein Sterbenswörtchen zu sprechen. Auf der schönen Tafel vor ihnen stand in einer goldenen Schüssel ein gebratenes Lämmlein. Da wie auf ein gegebenes Zeichen löste sich das Schweigen, und jene Frau, die den Knaben zuerst angesprochen hatte, nahm wieder das Wort.

„Nun greif zu, mein Lieber, und iſs, doch gib mir ja acht, daſs Du kein Bein verletzest oder darauf beißest,“ sagte sie zu dem Schäfer, der wie im Traume da stand, in freundlichem, zum Herzen gehenden Tone.

Der Knabe ließ sich zum Essen nicht zweimal laden, er setzte sich also zum Tische und griff wacker zu, denn er hatte von den Bergen einen redlichen Hunger mitgebracht. Zwar fühlte er sich in der vornehmen Frauengesellschaft und in dem glänzenden Palaste nicht recht heimisch, doch das gute Essen

schmeckte ihm über alle Maßen. Soweit wäre also alles in Ordnung gewesen, wenn er nicht in seiner Unachtsamkeit beim Eifer des Mahles plötzlich in ein Knöchlein, das er abnagte, gebissen hätte. In diesem Momente krachte der Berg in allen Fugen, der Hirt ward ohnmächtig und als er erwachte, fand er sich wieder vor der Frauenmauer, vor welcher er erst vor kurzem seine Herde getränkt hatte. Alle Schäflein, auch das jüngste sah er um sich herum, so dass er glaubte, geträumt zu haben. Er wischte sich die Augen aus, fuhr sich über die Stirne und trieb heim. Doch da fiel's ihm auf einmal auf, dass gerade das jüngste Lämmchen, das früher noch ganz gesund war, mit Mühe und Noth weiterhumpelte. Freilich besann er sich, dass er im geheimnisvollen Schlosse gerade auf ein Knöchlein dieses von den Frauen gebratenen Lämmleins gebissen, wodurch ihm das Hinken erklärt ward. Auf dem Wege nach Hause musste er an die wunderbaren Frauen denken, an ihre liebliche Schönheit, an das Knöchlein und sein jüngstes Schäflein. War er schon jetzt in grenzenlosem Staunen befangen, so ward seine Verwunderung noch größer, als man ihm, daheim angelangt, es verwehrte, die Schafe in den ihm wohlbekannten Stall zu treiben, und als er lauter stockfremde Gesichter um sich sah.

„Was willst denn, närrischer Bua, mit den Schafen? Die g'hör'n ja nit daher, hast dich halt g'irrt," meinte man verwundert.

„Ja kennt's mich denn nit mehr, oder habt's vergessen, dass ich der Rinntafern-Schafhalter bin? Hab' ja erst vor acht Tag die Schaf' auf d' Alm 'trieb'n, und das bissl Schlafen, das mir heut passiert is, werd's mir wohl verzeihn," entgegnete der Schäfer, der seine Rinntafern, vor deren Stall er nun stand, so genau wie seine Schäflein kannte.

Schon sammelten sich viele Leute neugierig um den Buben, den niemand kannte und über dessen Bemühen, die Schafherde anzubringen, man sich höchlichst verwunderte. Da schlich ein altes Mütterlein herbei, das endlich das sonderbare Räthsel löste.

„Ja mein Gott, er ist's wirklich!" rief sie erstaunt aus.

„Wer ist's, wen meint's denn eigentlich?" frugen die Neugierigen.

„So lasst's mich doch ausreden. Meine Großmutter, Gott hab' sie selig, hat uns Kindern oft derzöhlt, wie amal der Schafhalter von der Rinntafern nit mehr nach Haus' 'kommen is, und dass ihn g'wiss die Bergfrauen verzaubert hätten."

„Nit möglich!" unterbrach sie einer.

„Und doch is so. Noch heut' sieht ma die Höhl'n um die Frau'nmauer, in Brunnreith, auf der Bergbaueralm und Einsiedlerwies'. Ma heißt's die Wetterlöcher, und wer ein' Stein einiwirft und kein gut's G'wiss'n hat, der macht a schwer's Wetter. Und im Winter geht a Lah'n obi. So is a g'scheh'n, wie zwei Bub'n ins Einsiedlerloch Steine g'worf'n hab'n.

Denn glei drauf hat a Luftlahn*) unt'n a Kaisch'n wegg'riss'n."

So sprach das alte Mütterlein, und alle rissen vor Staunen über das Wunderbare den Mund auf. So war also der Hirt in dem Zauberschlosse, wo ihm der Aufenthalt nur kurz gedünkt, weit über 100 Jahre geblieben, wodurch es erklärlich ward, dass ihn niemand weder im Dorfe, noch in der Tafernrinn mehr kannte.

---

*) Lawine.



4. Am todten Mann.



Am linken Salza-Ufer und zwar am Fuße des Akogels nennt man eine Stelle: „am todten Mann.“ Ehedem begleitete den Wanderer auf der sog. Dreimarkter Straße an einem bestimten Punkte ein

gespensterhafter Mann ohne Kopf. Er gieng immer nur 10—12 Schritte mit, worauf er wieder zurückkehrte und an der Stelle, woher er gekommen, verschwand. Besonders jenen erschien er des Nachts mit Vorliebe, die auf sündigen Pfaden wandelten, und erschreckte sie nicht wenig. Die ersten Bewohner der Gegend waren Holzknechte, von denen sich regelmäßig 10—12 zusammenthaten und unter einem „Passvorsteher“ oder Vorarbeiter eine sogenannte „Pass“ bildeten. Am Akoglwald befand sich für die Hammerwerke ein Holzschlag, den 12 Holzknechte zur Abstockung übernahmen. Und wie's eben geht, war auch hier gerade Einer der flinkste, schneidigste und arbeitsamste Bursch, dem alles glückte und den, da er voller Leben war, jeder gern hatte. Da verschwand plötzlich eines Tags der Franzl, jener geschickte Holzknecht, ohne dass die Leute gewusst hätten, wohin er gekommen war. So vergiengen Jahre, und der Verschwundene kam aus dem Gedächtnisse der Leute, die andere Sorgen hatten, als sich um einen plötzlich Verschollenen lange die Köpfe zu zerbrechen.

Doch kam auch hier der schlichte Spruch zur Anwendung:

„Hüte Dich vor Uebelthaten,
Feld und Wald kann Dich verrathen,
Hoch auf Bergen, tief im Thal,
Gottes Aug' ist überall!“

Denn als an einem Freitage die Knechte nach Hause giengen, setzte man sich an eine frisch sprudelnde

Quelle, den Durst zu stillen. Da man ohne Trinkgefäß war, so machte man kurzen Proceß und schöpfte mit dem Hute. In der Unterhaltung kam man auch auf den vermißten Franzl zu sprechen. Da rann ein Knöchelchen in den Hut des wasserschöpfenden Paßvorstehers unserer Holzknechte. Einer nach dem anderen nahm's und betrachtete es neugierig. Schließlich meinte man, es könne nach der Gestalt zu schließen nicht von einem Wilde, sondern müsse eher von einem Menschen sein. Als der Aelteste der Knechte es in die Hand nahm, da fieng es, o Wunder, auf einmal zu bluten an, worüber derselbe blaß wie eine getünchte Mauer wurde und heftig zu zittern begann.

„Da schaut's nur den Maxl an, wie der auf einmal erschrock'n is!“ bemerkte der eine.

„Mir scheint gar, der Hasenfuß fürcht' sich vor einem Menschenknochen,“ sagte ein anderer in höhnendem Tone.

„Oder hat er am Ende gar a schlecht's Gewissen,“ fuhr's einem Dritten wie von ungefähr heraus.

Der Maxl aber begann noch heftiger zu zittern, meinte er doch, man habe ihm aus der Seele eine gewisse schwarze That gelesen.

„Laßt's mich, ich bitt' euch ......“ stotterte er angstvoll hervor.

„Der muß wirklich was Schwer's am Herzen haben,“ bemerkte wieder einer.

Alle blickten den Maxl scheu von der Seite an, der sich wirklich schon verrathen glaubte.

„Nur heraus damit, wenn du uns was zu verheimlich'n hätt'st," drängte ein Zweiter.

Der Angesprochene schwitzte vor Angst.

„Ja ich will's euch sagen, denn ich halt's nimmer aus: ich hab' den —" stotterte er.

„Was hast du?" drängte man in höchster Neugierde den Zagenden.

„Hört's also, ich hab' den Franzl erschlagen!"

Die Knechte fuhren entsetzt von ihren Sitzen auf, den Verkünder der Unglücksmähre mit offenem Munde anstarrend.

„Ja 's ist wirklich so, mit meiner Hack'n hab' ich ihn aus Hass und Neid, weil er g'schickter als ich war, um'bracht, sein Kopf dann vom Rumpfe wegg'hackt, und alles oberhalb vom Brunn, damit's niemand entdeckt, ein'graben. Und nun wisst's auch, warum hier immer a Mann ohne Kopf umgieng und die Leut' derschreckt hat," bekannte der Marl, dem dabei sichtlich leichter um's Herz wurde.

Seine Begleiter wandten sich entsetzt von ihm, dem Mörder ihres Cammeraden.

„So nehmt's mich nur und führt's mich zum G'richt," schrie er sie an.

Man brachte den Verbrecher zur Behörde, um ihn der gebührenden Strafe zu überantworten. Doch entgieng der Schuldige dem Arme der Gerechtigkeit, indem er kurz nach der Einlieferung starb: die heftigen Gewissensbisse und der Schrecken hatten ihn vor einen anderen Richter geführt.

---

5. Der Schatz am Kreuze.



Eine Magd beim Grubbauer, mit Namen Hedwig, sollte in der Sylvesternacht einen

Priester von Landl holen, damit er die erkrankte Bäuerin versehe. Die Kälte war eine mäßige, der Mond beleuchtete mit seinem Zauberscheine die herrliche, weißglänzende Winterlandschaft, und die hochstarrenden, kahlen Bäume warfen gigantische, gespensterhafte Schatten in den Schnee. Die etwas furchtsame Magd machte sich auf den Weg und trat durchs Hofthor ins Freie. Kaum hatte sie dies erreicht, als sich ihr eine schwarzgekleidete Frau in den Weg stellte.

„Hab' keine Angst, denn dir steht heute ein großes Glück bevor, da dir glänzender Reichthum winkt. Sei jedoch standhaft und fürchte dich vor nichts, denn geschehen kann dir nichts," begann die merkwürdige Frau.

„Wer seid's denn eigentlich?" frug die erschrockene Magd mit beklommener Stimme.

„Frage nicht, sondern höre weiter! Ich war die Frau eines Hammermeisters, und mich quälte ein derartiger Neid, dass meine armen Arbeiter unter meinem Drucke fast verbluteten. Geld und wieder Geld zusammenzuraffen war mein einziges Sinnen und Trachten, und aus Furcht, es könne mir gestohlen werden, vergrub ich's immer während der Nacht. Da wurde in einer Sylvesternacht durch ein Erdbeben und einen entsetzlichen Sturm all unser Hab und Gut zerstört, und wir unter den Trümmern begraben grade an der Stelle, wo jetzt dies euer Gehöfte steht," redete die Gestalt weiter.

Die Magd war noch mehr erschrocken, als sie sah, dass sie's mit einem Geiste zu thun habe.

„Alle gut'n Geister loben Gott den Herrn!“ rief sie bebend und sich bekreuzend.

„Ich mahne dich nochmals, hab keine Angst, hast ja nichts zu fürchten. Hör mich weiter! Erst als ich in der andern Welt war, erkannte ich die Nichtigkeit der irdischen Güter. Ich kann wegen meinem Geize nicht früher selig werden, bis eine reine Jungfrau meinen vergrabenen Schatz hebt und die Hälfte den Armen giebt. Geh nun ohne Furcht diesen Weg fort bis dahin, wo er mit einem andern zusammenläuft. Dort wirst du eine eiserne Kiste stehen sehen, bei welcher eine Schlange liegt, die den Schlüssel dazu im Rachen trägt. Auf diese musst du nur herzhaft zuschreiten, den Schlüssel nehmen, und der Schatz ist dein.“

So die schwarze Frau, welche auf diese Worte hin ebenso verschwand, wie sie gekommen war.

Die fromme Hedwig bekreuzte sich nochmals und schritt bebenden Schrittes fürbaß. Bald kam sie zu dem bezeichneten Orte, wo sie wirklich die Kiste und darauf das sich hochaufbäumende und zischende Ungeheuer sah, welches den Schlüssel im Rachen trug. Die Magd erschrak nicht wenig darüber und ergriff, anstatt die lockende Kiste zu öffnen die Flucht, Geld und Reichthum in den Wind schlagend.

„O weh, o weh, nun muss ich wieder ein ganzes langes Jahr warten, bis der Sylvesterabend herein-

bricht und mich eine reine Jungfrau erlöst," hörte sie hinter sich das Gejammer der schwarzen Frau, wodurch sie nur umso mehr zur Eile angetrieben wurde, um von der unheimlichen Stelle fortzukommen.

Hedwig war ihrer Pflicht eingedenk und rastete nicht eher, bis sie beim Pfarrer von Landl ihre Bitte, die kranke Bäuerin zu versehen, vorgebracht. Als sie zurückkehrte, fand sie an dem Orte, wo die geheimnisvolle Kiste gestanden, einen riesigen Stein, von dem sie sich nicht erklären konnte, wie er daher gekommen. Die Magd ward von dieser Zeit an noch braver und sparte so lange, bis sie genügend Geld beisammen hatte, um an dem Orte eine Kapelle bauen zu können, in der sie dann täglich für das Seelenheil der unglücklichen Hammermeisterin betete. Von dem Schatze aber fand man keine Spur mehr, trotzdem die Holzknechte an mehreren Sylvesternächten so tief an der Stelle nachgruben, dass beinahe das dort befindliche Kreuz eingestürzt wäre.



6. Wie's Veitlkreuz entstand.



Das Kreuz obigen Namens steht auf der Erzhaldenhöhe und ist errichtet zur Erinnerung an den

Tod des Vitus Berger, welcher Flosknecht in der Eisenniederlage zu Erzhalden war. Hier mussten Tag und Nacht immer zwei Aufleger bereit sein, welches Geschäft auch einmal den erwähnten Vitus oder Veitl traf. Diesem kam die Sache aber gerade recht ungelegen, denn zur selben Zeit sollte ja eben seine Braut von Lassing her auf „Beschau“ kommen und er wollte sie in seinem Hause begrüßen. Weil's nun gerade Samstag war, wo gerade sehr wenig Fuhrwerk anzukommen pflegte, so ersuchte der Veitl seinen Arbeits-Kameraden, für ihn diese Nacht allein zu wachen. Dieser willigte, als er den Grund hörte, bereitwilligst ein. Es war bereits nach 10 Uhr Nachts, als sich Veitl von seiner Arbeit pflichtvergessen fortschlich, seiner Wohnung zu, genannt die Jägerherberge im Mändling. Er war kreuzfidel, sang und pfiff, dass es nur so eine Art hatte und eilte, seine Wohnung zu erreichen. Doch machte er diesmal die Rechnung ohne den Wirt, welcher in diesem Falle niemand anderer, als der boshafte Berggeist „Spitzhütl“ war. Als nämlich Veitl eilends über den Raffelsteig gehen wollte, verstellte ihm der kleine, possierliche Spitzhütl den Weg, dabei allerhand tolle Sprünge machend.

„Hahaha,“ lachte der Veitl erlustigt, „was du kleiner Knirps doch für große Sprünge machen kannst, hupf nur zu, du Daderling,[1]) denn ich fürcht'

[1]) Toller Wicht.

mich nit, bin ja größer und stärker als du, und werd' dir zum Trotz über die Brück'n geh'n."

Der Spitzhütl sprach kein Wort, rächte aber gleich das übermüthige Lachen des Spötters, welchem seine Kühnheit einem Geiste gegenüber furchtbar theuer zu stehen kommen sollte. Die kleine, zwergenhafte Gestalt Spitzhütls wuchs wie im Handumdrehen zum Riesen hinauf und flößte dem Arbeiter solches Entsetzen ein, dass er im Galopp dorthin zurücklief, wo er hergekommen war, nämlich nach Erzhalden. Als endlich Veitl die Eisenkram wieder erreichte, schreckten die Leute ob seines Aussehens zurück.

„Um Gott'swillen, wie schaust denn du aus, Veitl! Du siehst ja eher einem G'spenst' ähnlich, als einem Menschen, und der Schweiß lauft dir aus allen Por'n und das Fieber schüttelt dich," rief ihm sein Kamerad zu.

Doch der Veitl brachte lange kein Wort heraus, und als er endlich reden konnte, erzählte er die Geschichte.

„Denk dir, wie ich auf die Raffelbrück'n komm', begegnet mir wirklich der Spitzhütl, der mir ganz hopadatschi [1]) den Weg verstellt. Und wie ich darüber ein Lacher thu', wird er dir immer größer und größer, und schaut aus wie a Ries'. Ich konnt' vor Angst keinen Provenker [2]) machen und lief davon," berichtete er in aller Eile.

[1]) Zornig. [2]) Laut hervorbringen.

„Ah, der Spitzhütl war's, den hättest du nit soll'n reizen, denn der kann sehr bös werden," meinte der andere.

Am nächsten Morgen begleitete ihn sein Kammerad, da Veitl nicht zu bewegen war, allein über die Raffelbrücke nach Hause zu gehen. Als sie jedoch zur Stelle kamen, wo tags zuvor der Spitzhütl erschienen war, sank der Veitl plötzlich um und war todt, zum Entsetzen seines Begleiters. Die Braut des Todten jammerte nicht wenig, als sie von dem entsetzlichen Schicksale ihres Verlobten hörte. Sie ließ zum Troste seiner Seele an der Stelle, wo er gestorben, ein Kreuz aufstellen, welches noch heute steht und worüber die Leute die erwähnte Geschichte erzählen.



7. Das Feuer auf dem Akogel.



Zu Lichtmesse trat die Magd Eva beim Amtmanne zu Eschau in den Dienst. Als sie am Blasiustage das Frühstück bereiten sollte, hatte sie ihre liebe Noth, denn das Feuermachen gieng zu der Zeit nicht

so leicht wie heutzutage. Da brauchte man Schwamm, Feuerstein, Stahl und Schwefelfäden und viel — Geduld, bis das Feuer zustande kam. Eva war schon zeitig aufgestanden, denn tagsvorher hatte der gestrenge Herr Amtmann geäußert, er müsse am nächsten Morgen Geschäfte halber nach Wildalpen reisen. Deshalb galt's, mit dem Frühstück zu eilen, denn große Herrn lieben das Warten nicht und werden, wenn nicht alles gleich klappt, leicht zornig. Das wusste die Magd nur zu gut. Doch weiß Gott, trotz aller Bemühungen gelang's ihr heute nicht, Feuer zu machen. Sie schwitzte bereits vor Anstrengung und Beängstigung, dass sie dem Herrn Amtmann etwa Grund zur Klage geben könne. Da sah sie in ihrer fast verzweifelten Stimmung zum Küchenfenster hinaus, als ob sie draußen in ihrer Noth Hilfe finden könnte. Und richtig, war's Täuschung, war's Wahrheit, bemerkte sie drüben am Akogelwalde ein kleines Feuer brennen. Wenn sie dieser Umstand sonst wohl höchst gleichgiltig gelassen hätte, so erfüllte er sie jetzt mit größter Freude, bedeutete er doch die Rettung aus ihrer Küchenpein. Schnell nahm Eva eine Eisenpfanne und eilte hastigen Schrittes der Stelle zu, wo das ihr willkommene Feuer brannte. In ihrer Freude hatte sie freilich nicht daran gedacht, dass der Weg weit sei. Sie schritt aber unbekümmert darum weiter und gelangte endlich an Ort und Stelle, wo das Feuer vor ihr loderte. Schon wollte sie hastig einige Kohlen in ihre Pfanne

schieben, als sie eine Frau erblickte, welche tief verschleiert in der Nähe saß und vor der sie, sie wusste selbst nicht warum, leise zusammenschrak.

„Ich bitt' euch, Frau, gebt's mir etwas Glut, dass ich mein' Herrn z' Haus g'schwind a Frühstück koch'n kann," bat Eva etwas ängstlich.

„O mit Freuden geb ich s' dir! Nimm aber gleich die ganze Glut und befreie mich davon!" antwortete die Geheimnisvolle.

„Ah, das kann ich doch nit, 's is ja sehr kalt und ös brauchts auch a Bissl Wärme!" rief Eva.

„Ich bitt' dich aber, nimm alles mit!" flehte die Frau.

Eva, der die Bitte sonderbar vorkam, achtete nicht weiter drauf, wie hätte sie auch all die glühenden Stücke fortschaffen können? Froh etwas Glut zu bekommen, schob sie mehrere Kohlenbröckeln auf ihre Pfanne, was ja für ihre Zwecke genügte.

„Ich dank schön für die G'fälligkeit, gute Frau!" rief sie der Feuerwächterin zu und entfernte sich dann eiligst.

Kaum war sie einige Schritte gegangen, als sie hinter sich das Jammern und Wehklagen der Frau hörte.

„Nun muss ich abermals 1000 Jahre warten, bis jemand kommt und mir die ganze Glut abnimmt!" tönten die klagenden Rufe der geheimnisvollen Frau schauerlich hinter der Davoneilenden.

Zu Hause angekommen sah sie ihren Herrn schon ungeduldig warten, denn es war bei dem Feuerholen eine geraume Zeit vergangen.

„Zum Henker, was ist's mit dem Frühstück? Indes ich darauf warte, läuft die Dirn ihren Wegen, vielleicht einem Jägersbuben im Walde nach," schnauzte der ungeduldige Amtmann die Magd wüthend an.

„Verzeiht, g'strenger Herr! Ich konnte grad heut kein Feuer krieg'n und lief zum Wald, wo ich Holz brennen sah. Ich wollt' mir halt a Bissl Glut holen", entschuldigte sich Eva kleinmüthig.

„So lass die Glut seh'n!" befahl er barsch.

Die Magd schüttete ihre Pfanne auf den Herd aus, doch wie erstaunten beide, als statt der Glut nichts als Gold, reines Gold herausfiel.

„Donnerwetter, wie kommst du denn zu dem Golde, Eva?" frug nun der Amtmann in höchster Verwunderung.

Die Magd erzählte ausführlich ihr Erlebnis dem staunenden Herrn, dessen Zorn sich beim Anblicke des Edelmetalles bereits vollkommen gelegt hatte. Eva aber gründete sich von dem ihr in den Schoß gefallenen Golde einen eigenen Besitz und wurde die Stammmutter des noch jetzt lebenden Geschlechtes der Reichenpfader.



8. 'S Geistern auf der Waldalpe.



Eine Stelle in der Nähe des La=risch'en Jagdhauses, links am Wege heißt: „Beim todten

Jäger." Man sieht hier eine kleine überhängende Felswand, unter welcher ein Revierjäger erschossen gefunden wurde. Derselbe hatte mehrere Wildschützen verfolgt, wurde aber von einem jählings angegriffen und durch eine nur zu sicher treffende Kugel niedergestreckt. Nun packte den Mörder die Angst und er berieth mit seinen herbeigeeilten Kameraden, was zu thun sei, um unentdeckt zu bleiben? Man rieth hin und her. Schließlich legte man die Leiche unter den Felsen hin, um den Anschein zu erwecken, als ob der Jäger von der Wand gestürzt sei und so den Tod gefunden habe. Zum Ueberfluße häufte man vor die Leiche, um eine Entdeckung hinauszuschieben, viel Reisigäste auf. Als im nächsten Jahre die Schwoagerinnen [1]) und die Schmalzträger diese Gegend passierten, sahen sie verschiedene unheimliche Sachen.

„Wisst's schon, dass 's auf der Alm onaweigelt [2]) ? I hab ihn g'nau g'seh'n den Geist, wie er auf der Wies'n hin- und herg'hupft is!" erzählte eines Tags der Schmalztrager seinem Herrn mit angstvoller Miene.

„Was nit gar! Hast 'leicht a Paar Glasl Schnaps z' viel 'trunken und da hat's halt in dein' dumm'n Schädl onag'weigelt!" meinte der Bauer spöttisch.

„'S ist heilige Wahrheit und wann ös 's nit glab'n mögt, so fragt nur die andern Almer," versicherte der Schmalzträger mit ernster Miene und in beleidigtem Tone.

---

[1]) Almerinnen. [2]) Geistert.

„Geh, lass dich nicht auslach'n, ich glaub's amal nit," meinte der etwas hartgläubige Bauer.

Es steckte aber wirklich etwas hinter dem Gerede der Leute, obgleich viele Thalbewohner die Sache nicht für möglich hielten. Schließlich kam's so weit, dass sich viele des Gespensterspuckes wegen fürchteten, die nöthigen Gänge auf die Alm zu machen. Das wurde den schneidigen Bauern denn doch zu dumm.

„Ich rath'" meinte der eine, „dass wir uns z'sammenthun, auf d' Alm geh'n und den Geist aufsuchen und bannen".

„Das halt ich nit für rathsam, denn mit den Geistern is 's a speare [1]) G'schicht", ließ sich ein anderer vernehmen, der den Namen Köhlersepp führte.

„Der Sepp halt's mit den Hasen, wir aber werden ihm zum Trotz auf d' Alm geh'n" sprach ein Dritter.

Der Rath fand Anklang, und man einigte sich auf das Beschwören des Geistes. Am Vorabende des Sonnenwendtages brach man auf und zwar in Begleitung vieler handfester Knechte, welche im schlimmsten Falle gute Dienste leisten konnten. Alle waren von der besten Absicht und dem festen Vorsatz erfüllt, die ganze Nacht zu wachen, den Geist zu erwarten und ein für allemal zu bannen, damit endlich auf der gefürchteten Alm Ruhe eintrete. Dabei war

[1]) Böse, bitter.

man wohlweislich mit Dreschflegeln, Heugabeln und Prügeln trefflich bewaffnet, um dem Geiste den nöthigen Respect einzuflößen, beziehungsweise um allenfalls bei der Beschwörung Gewalt zu gebrauchen. Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, als man auf der Alm anlangte. Der Anführer flößte allen nochmals Muth ein.

„Leutl, fürcht's euch nit und trinkt's euch vom Enzian a Bissl Courage an!“ mahnte er, indem er die große Schnapsflasche kreisen ließ.

Man ließ sich dazu nicht zweimal mahnen, sondern jeder that aus der Flasche schnell einen sehr tiefen Zug, und besonders der Hintermaier zog sehr herzhaft, um den nöthigen Muth zu bekommen.

„Da schaut's den Maier an, ich glaub, der bleibt gar noch mit seinem Schnabl in der Flasche steck'n,“ schimpfte der Nazl neidisch.

„Heda, Maier, sauf nit allein den ganz'n Schnaps aus, die andern woll'n auch was hab'n,“ mahnte der Anführer in strengen Tone.

„Na, na, ich glaub' gar, ös werd's an eurem Neid noch derstick'n, nit amal ein redlich'n Schluck vergönnt's einem,“ brummte der Getadelte, die Flasche missmuthig weiter reichend und sich den Mund wischend.

Bald war die Schnapsflasche ausgetrunken.

Nun glaubte alles auf das Erscheinen des Geistes gerüstet zu sein, der Anführer überblickte wolgefällig seine starke schnaps- und thatendurstige Schar und

stellte in kluger Ueberlegung die kühnsten und stärksten Leute in seiner Nähe auf.

„Ich glaub', wir können's mit dem Geist aufnehmen“, meinte er zuversichtlich.

„Ich nehm's allein mit tausend Teufeln auf“, prahlte der Hintermair, dessen Courage sich schon bemerkbar machte.

Bei diesen Gesprächen ward's finsterer und finsterer, bis endlich tiefschwarze Nacht über die unheimliche Alm hereingebrochen war, wo die entschlossenen Männer des Geistes harrten. Mitternacht, die Geisterstunde, war noch nicht gekommen, als man in einiger Entfernung ein Licht erblickte, das sich hin und her bewegte. Man glaubte, es nahe jemand mit der Laterne, doch wagte es keiner, sich vom Flecke zu rühren.

Bald darauf wurde ein zweites, ein drittes und weitere Lichter sichtbar, die auf dem Almboden hin- und herzutanzen schienen. Auch in der Luft wurden glühende und herumschwebende Fünklein wahrnehmbar und so immer mehr, bis sich endlich eine ganze Masse herumschwirrender Lichter zeigte.

„Du hörst, Franzl, ich hab eine schreckliche Angst 'kriegt“, raunte der Hintermair seinem Nachbar zu, „da schau nur, wie s' herumhupf'n die Geister! Was nur draus werd'n wird?“

„Wenn wir nur lieber z' Haus blieb'n wären,“ murmelte dieser mit bebender Stimme, sich hinter die andern versteckend.

Auch den anderen war bei dem Gespensterspucke die Gänsehaut über den Rücken gefahren, als endlich der Anführer und Beschwörer sich ermannend seine Formel mit stockender Stimme hersagte:

„Alle guten Geister loben Gott, den Herrn,
Nun sprecht, was ist euer Begehr'n,
Und sagt uns auch noch, wie ihr heißt,
So ihr seid vom guten Geist!"

Bebend und zitternd wartete man auf die Geisterantwort, die man auf diese sonst sicher wirkende Beschwörung immer bekam. Doch nichts von dem erfolgte, im Gegentheil schien der Spuck nur noch ärger zu werden.

„Rettet's euch, Leutl, so schnell als möglich, sonstn is alles verloren!" schrie der Führer.

Alles stob auseinander, so schnell es bei der Dunkelheit gieng, und lief dem Thale zu, Flegel, Heugabeln und Prügel wegwerfend. Einer der Fliehenden fiel bei der eingangs erwähnten Felswand über die vor der versteckten Leiche jenes Jägers aufgeschichteten Reisigäste, in denen er sich verwickelte. Dazu brach ein Unwetter los, Blitz auf Blitz zuckte, Donner auf Donner rollte, so dass sich der Erschreckte schon gar nicht mehr weiter traute, sondern unter der schützenden Felswand blieb. Gegen Morgengrauen, als sich das Gewitter verzogen, sah er die Leiche und erschrack nicht wenig. Sofort eilte er, so gut es eben gieng, zu seinen Kameraden und theilte ihnen die Entdeckung mit. Als sich bei

seiner Erzählung ein Knecht, der auffallend blass geworden war, rasch entfernen wollte, lief man ihm nach, denn er stand schon früher im Verdachte lichtscheuer Thaten. Diesen Knecht in der Mitte schritt man zum Orte, wo die Leiche lag. Der Anblick derselben im Vereine mit der Erinnerung an die Mordthat brachten den Knecht zum Geständnis, den Jäger getödtet zu haben.

Schließlich wurde auch der Geisterspuck aufgeklärt, der in nichts anderem bestanden hatte, als in dem Phosphorescieren von faulem Buchenholz und im Leuchten eines kleinen Moorgrundes und einiger herumschwirrender Johanniskäferlein, wodurch indessen das Verbrechen an das Tageslicht gebracht wurde.



9. Der Schatz an der Brücke.



In der schönen Christnacht, wenn sich am Dufte des herrlich glänzenden Tannenbaumes nicht blos

die Kinder freuen, sondern auch den Alten bei der Erinnerung an die Geburt des göttlichen Kindes die Herzen aufthauen, an diesem Abende, dessen unsichtbarer Zauber und poesievoller Reiz auf alle wirkt, spielen sich nach der Volksmeinung auch allerhand geheimnisvolle Vorgänge in der Natur ab. So gieng — es war gerade wieder heiliger Abend — ein Dirnlein vom Gehöfte des Hebenstreit im Salzathale frommen, kindlichen Sinnes zur Mette zur ziemlich entfernten Kirche. Rauschend strömte die Salza dahin, der Mond schamm als leichter Silbernachen am Himmel, umgeben von seiner trauten Herde, den Milliarden funkelnder Sterne, Schnee und Eis erglänzten unter dem zauberhaften Scheine, und aus dem immer näher rückenden Kirchlein ertönten die hehren Weihnachtslieder, zunächst in gedämpftem Tone, dann aber immer stärker werdend und mächtiges Echo im Herzen der Kirchengängerin weckend. Das Dirnlein war freudig gestimmten Herzens im einfachen Kirchlein angelangt. Die heilige Handlung machte auf die Gläubigen einen umso größeren Eindruck, weil sie in mondschimmernder Nacht stattfand. Die letzten Klänge der Orgel waren verrauscht, und alles strömte nach Hause und zwar eilenden Schrittes, denn die Kälte war so schneidig geworden, dass sie zierliche Eisblumen an die Fenster der Häuser malte und auf die Wangen der Kirchengänger rothe Rosen zauberte. Allmählich hatten sich die Andächtigen in ihre Häuser zerstreut, und nur

unser Dirnlein hatte noch allein ein kleines Stück Weges zur Wohnung zurückzulegen.

Noch klang ihm das: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede dem Menschen auf Erden!“ im Herzen nach, als es zum Grubbauerkreuz kam, von wo der Weg dann über die Salza in die Schattenseite führte. Da sah die Wanderin zu ihrer Verwunderung eine schwarze, tiefverschleierte Frau in einem lichten Scheine sitzen, eine Frau, die gar geheimnisvoll aussah.

„Du kannst heute sehr reich werden, reicher, als mancher Graf oder Fürst, nur musst du standhaft sein und darfst den Muth nicht verlieren. Pass auf, was ich dir darüber sage. Drüben auf der Brücke wirst du einen kleinen, eisernen Kasten sehen, worauf ein schwarzes Hündchen sitzt, das, sobald du in die Nähe kommst, heftig bellen wird. Es wird sehr wild sein und dich gar nicht herankommen lassen wollen, gehe aber nur unerschrocken heran und nimm den goldenen Schlüssel, auf dem es sitzt und das Gold im Kasten ist dein Eigenthum“, sprach die merkwürdige Frau mit milder Stimme zu dem Dirnlein, das zwar zusammenschauerte, aber bei den freundlichen Worten der sonderbaren Gestalt doch gleich wieder Muth fasste.

Die Aussicht, so unermesslich reich zu werden, war aber auch so verlockend, dass es wohl wert war, das Wagnis zu unternehmen, womit die Schatzhebung verbunden war. Auf dem Wege zur Brücke dachte das Dirnlein schon an die Möglichkeit,

sich schöne Kleider kaufen, eine prächtige Wohnung und vieles andere Kostbare sich anschaffen zu können. Es malte sich aus, wie herrlich das alles werden sollte und wie die anderen voller Neid auf den Reichthum schauen würden. So kam die Jungfrau in die Mitte der Brücke, auf deren Ende sie wirklich das schwarze Hündlein auf einem Eisenkasten bellen hörte. Etwas furchtsam trat sie näher, der Hund fieng an, wüthend zu kläffen und schien ihr den Weg versperren zu wollen.

Wohl sah sie den goldenen Schlüssel unter dem Kläffer und den lockenden Kasten, doch ihre Angst vor dem Hunde und der ganzen unheimlichen Sache wurde immer größer, so dass sie nur den einen Wunsch hegte, zu Hause zu sein. Einen Moment benützend rannte sie an Kasten und Hund vorbei ihrer Behausung zu. Am linken Salzaufer, der Schattenseite, wars unheimlich dunkel und an der Brücke, wo früher, von der Frau hervorgebracht, fast Tageshelle geherrscht hatte, war von einem Lichte nichts mehr zu sehen. Als sich das Dirnlein noch einmal umwandte, sah es drüben die schwarze Frau plötzlich wieder und zwar diesmal wie von Phospor beleuchtet, und hörte ihr Rufen und ihr fürchterliches Wehklagen.

„O weh! Nun muss ich wieder so lange warten, bis an dieser Stelle ein Baum wächst, bis aus demselben eine Wiege gemacht wird und bis das

erste Kind, welches hinein gelegt wurde, in der heil. Christnacht vorübergeht und dem Hündchen den Schlüssel abnimmt. Wehe, wehe, wehe“! schallten die schauerlichen Klagen der Frau ans Ohr des davoneilenden Dirnleins.



10. Nochmals der Spitzhütl.



Am Martinitage zwischen 10 und 11 Uhr nachts fuhr der Floß-führer des Hollensteiner Gewerkes namens Martin Steinert von Erzhalden zum Hause seines Dienst-herrn, um am anderen Tage dessen Namensfest

mit allen Familienmitgliedern in guter alt-patriarchalischer Sitte mitfeiern zu können. Wie der Flösser zur Raffelbrücke kam, sah er im Mondscheine ein Männlein auf dem Brückengeländer lustig hin- und herhüpfen. Der Flösser, oder vielmehr der jetzige Fuhrmann lachte anfangs sehr über die kurzweiligen Sprünge dieses Däumlings, doch vergieng ihm dies nur zu bald, als die Pferde unruhig wurden und durch nichts weiter zu bringen waren. Im selben Momente sprang der Zwerg vom Geländer auf die Straße und sprach den verblüfften Fuhrmann an.

„Merk auf, mein Lieber, merk dir jedes Wort, was ich dir sage. Der Spitzhütl, der ich nämlich bin, läſst den Grünhütl drüben überm Scheibenberge schön grüßen und ihm sagen, der alte Weingart sei gestorben. Du aber wirst für deine Botschaft bei der Zwiselbrücke deinen Lohn finden," ließ sich der Däumling vernehmen.

Wie gebannt stand der Knecht da und konnte lange seine Fassung nicht wiedergewinnen. Endlich kam er zur Besinnung zurück und dachte über die sonderbaren Worte nach.

„Mein Herr todt? Das ist nit möglich. War ja gestern noch gesund wie ein Fisch im Wasser. Und was ist's mit dem Grünhütl?" murmelte er.

Es war ihm unverständlich, wie er den Grünhütl, den er ja nicht kannte, grüßen solle, und wie es gekommen, daſs sein Herr plötzlich gestorben sei?

„Er hat sich halt ein' schlecht'n Spaß mit mir g'macht, der lose Spitzhütl," brummte er in den Bart und brachte seine Pferde wieder auf die Beine.

So kam er auf die Zwieselbrücke, und der Botschaft oder vielmehr des Lohnes eingedenk, der ihm hier winken sollte, hielt er an, stieg ab und suchte mit der Laterne die ganze Umgebung der Brücke ab. Endlich entdeckte er, als er schon ungeduldig weiter fahren wollte, in einer Ecke am Wege ein Häuflein alter Hufnägel.

„Das soll also mein Lohn sein? 'S ist zu dumm," meinte er enttäuscht, die wertlosen Nägel beiseite schiebend.

Doch besann er sich im letzten Momente, bückte sich und steckte einige Handvoll von dem Funde ein.

„Kann sie wenigstens für meine Pferde brauchen," murmelte er.

Am nächsten Tage zu Hause angekommen, fand er alles in größter Aufregung, nicht einmal der sonst so gefällige Hausknecht kam ihm entgegen. Alles war traurig und niedergeschlagen.

„Heda, was ist denn eigentlich los, dass ihr die Köpfe hängen lasst wie zerschlagenes Korn?" fragte er einen.

„'S ist Schreckliches g'scheh'n. Unser Herr, der alte Weingart, ist gestern nachts um ½11 Uhr plötzlich gestorben," erhielt er zur Antwort.

Der Fuhrmann zuckte zusammen, als ob ihn der Blitz getroffen hätte. So hatte also doch der Spitz-

hütl wahr gesprochen! Und sonderbar, gerade um die Zeit war sein Herr hinübergegangen, als er gestern auf der Raffelbrücke die Botschaft davon erhielt. Dem Knechte war nicht wohl zu Muthe, er schlich sich in seine Kammer, um hier von der Aufregung auszuruhen. Da griff er zuvor noch wie zufällig in die Tasche nach den Hufnägeln und erstaunte nicht wenig, als er diese als lauteres Silber erkannte. Nun reute es ihn wohl, nicht mehr davon genommen zu haben, als er später aber noch etwas davon unter der Zwieselbrücke holen wollte, fand er nichts mehr.



11. Das Rafflmandl.



Ein furchtbares Hochwetter zog vom Gamssteig gegen Scheibenberg den Rafflmäuern zu und gieng

mit schrecklicher Gewalt nieder. Das Rafflbächlein schwoll zum Wildbach und riss sogar Straßenbrücken mit, unter anderen auch die Rafflbrücke, welche schnell wieder hergestellt werden musste, da die darüberführende Dreimarkterstraße sehr befahren war. Musste ja doch über die Brücke den Hammerwerken in Lassing, Hollenstein, Göstling, Lunz und so vielen anderen das Roheisen oder die sogenannte „Flossen“ vom Erzberg in Eisenerz zugeführt werden, in einer Zeit noch, wo jeder Hammerschlag in den Ohren der Hammermeister Dukaten läutete. So zog man denn zur Reparierung der Brücke von allen Seiten Arbeiter herbei, ja sogar die in der Nähe wohnenden Köhler mussten mithelfen, soweit es ihre Zeit erlaubte, damit ja die Uebersetzung der Bachufer rechtzeitig wieder hergestellt werde. Unter den Köhlern befand sich einer namens Nachbagauer von der Rafflkohlung, ein sehr fleißiger Mann. Seine Mitarbeiter machten wie gebräuchlich um 6 Uhr Abend Schicht, während er, da er seine Wohnung in der Nähe hatte, noch fortgrub, damit die neuen Brückenköpfe baldigst aufgesetzt werden könnten. Auf einmal schüttelte der Mann staunend seinen Kopf und stützte sich auf einen Augenblick auf seine Schaufel.

„Merkwürdig, wie Braschen, wirkliche Braschen [1]) daherkommen! So tief unten am Ufer vom Bach

---

[1]) Kohlabfälle.

kann ja doch keine Köhlung bestand'n hab'n. Ich müßst' ja, als der Sohn des Rafflköhlers, auf- g'wachsen im Rafflgraben, wo ich jed's Plätzchen aus meiner Jugend herkenn', etwas g'hört hab'n, wenn da irgend amal a Kohlstätt'n g'wes'n wär," murmelte er für sich hin.

Dabei griff er in die Braschenhaufen und steckte einige Handvoll davon in seine Taschen, um die ihm merkwürdig dünckenden Funde zu Hause zu zeigen. Weiter bemerkte er in den Kohlabfällen einen ur- alten Schlüßsl, denn er ebenfalls zu sich nahm, um sich dann, müde von der Arbeit, zu entfernen. Schon lange guckten seine Kinder nach ihm aus und fragten sich, warum er denn so lange ausbleibe? Endlich trat der sehnlich Erwartete ganz erhitzt ein.

„Da sieh, Weib", rief er, „was ich heut' Kurioses unter der Brück'n, bei der Arbeit g'fund'n hab'."

Damit leerte er seine Säcke aus, in die er die Braschen gesteckt hatte. Doch, o Freude über Freude, was er da herauskramte, waren keine Kohlabfälle mehr, sondern lauter glänzende Silberstücke. Die Ueberraschung kannte keine Grenzen.

„Mann, lauf, was d' kannst, zurück zur Brück'n, wo du den wunderlich'n Schatz g'funden hast, und schau, dafs d' ihn ja ganz bekommst!" rief ihm sein Weib, die am glänzenden Metalle eine große Freude hatte, zu.

Er ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm den größten Sack und rannte wie rasend dem Fundorte

zu. Hier war noch alles so, wie er es verlassen hatte. Als er aber eilends neues Silber heben wollte, hinderte ihn daran ein Männchen. Anfangs konnte er sich dieser Angriffe leicht verwehren, doch blasse Furcht ergriff ihn, als der Zwerg immer größer wurde, ja zum Riesen aufschoss.

„Hast du den Schlüssel zum Schatze unter dem Brückenkopfe? Wehe dir, wenn du ihn verloren hättest, du armer Wicht!“ rief der Unheimliche dem Schatzsucher zu.

Bebend an allen Gliedern suchte dieser nach dem Gewünschten in seinen Taschen, fand aber nichts, denn er hatte den Schlüssl bei seinem schnellen Davoneilen aus der Hütte verloren. Das ward für den Schatzgräber verhängnisvoll, denn am andern Tage fanden ihn seine Kameraden todt in der Grube, in welche der Brückenkopf gesetzt werden sollte. Die Habgier hatte den Unglücklichen zur Stelle zurückgetrieben und den Tod durch das Rafflmandel finden lassen.

Vor vielen, vielen Jahren fand man noch an dem Orte als Erinnerung an dies Geschehnis ein Kreuz, das die Witwe hatte errichten lassen.



12. Der hl. Georg. Die Fuchsgeigerlhütte. Kerzenmandl.



Das Fest des heiligen Ritters Georg wurde einst in Niederösterreich um einen Tag später gefeiert als

in Steiermark. Warum denn aber das? wird mancher Neugierige fragen. Nun die Sache ist ganz einfach folgende.

Als dieser Heilige aus den weiten Ländern des Südens durch die Steiermark nach Niederösterreich reiste, hatte er das Unglück, dass ihn nicht weit von der Grenze dieser zwei Länder, gerade als er durch das Salzathal und in die „Mändling“ kam, die Nacht überfiel, so dass er genöthigt war, sein Nachtlager unter der Hartlbrücke aufzuschlagen. So kam es, dass er Niederösterreich erst um einen Tag später betreten konnte.

Nicht weit von der Drehbadlbrücke, und unfern des Bommeralpbauern sieht man unter der Straße, welche nach Wildalpen führt, eine hübsche Kohlstätte. Rechts an der Straße steht ein hölzernes Gebäude, welches allgemein die Fuchsgeigerlhütte heißt.

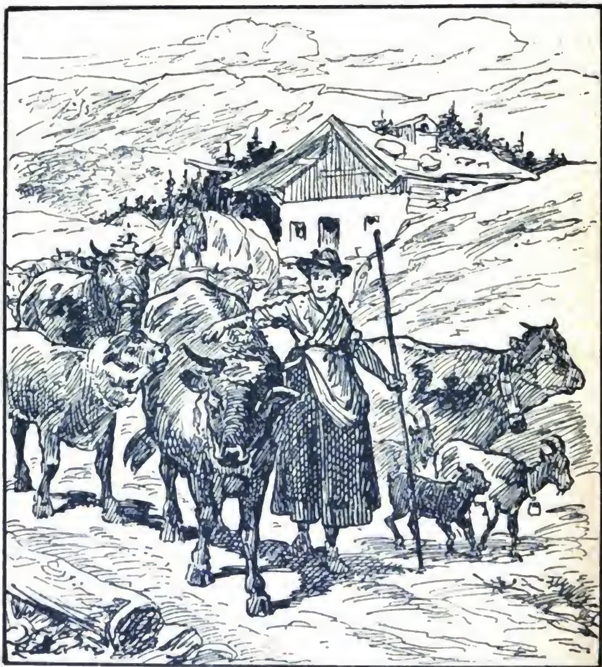
Man sah nämlich hier immer an gewissen Tagen an den Stubenfenstern einen Fuchs, der auf einer Geige spielte, und als vor einigen Jahren die alte Hütte wegbrannte, sah ein glaubwürdiger Köhler, wie der Fuchs mit der Geige auf dem Rücken davonsprang.

Im neuen Gebäude spielte aber der Fuchs nicht mehr, was doch für die Leute, die ihm bei seinem Spiele öfters zuhörten, sehr schade ist.

Bei Sulzbach steht ein einsamer Felsriegel zwischen zwei Thälern, im Volke genannt „Kerzenmandlkogl“, auf welchem man öfters zur Nachtzeit ein Männchen mit einer Kerze gesehen haben will, mittels welcher dasselbe weithin herumgeleuchtet habe, damit sich etwa unterwegs befindliche Reisende im Thale nicht verirren.



13. Wie's in der Palfau aussieht und zugeht.



Im Dorfe Palfau, das wir bereits kennen, ist's sehr idyllisch, und es lohnt sich, die Gegend näher zu besichtigen. Von drei Seiten ragen hohe Bergrücken gegen den blauen Himmel und sind bedeckt mit

duftig grünem Nadel- und Laubwald, während gegen Westen sich das Thal weit öffnet und von der Ferne der wildzerrissene, graue Tamischbachthurm und der massige Buchstein, von glänzendem Schnee umhüllt, vom romantischen Ennsthale herübergucken. Der Duft der harzigen Wälder, der bunten Almen und der blumigten Wiesen ist ungemein köstlich. Die behagliche Einsamkeit und Ruhe der Gegend, in der sich sanfte Lieblichkeit mit wilder Romantik paart, macht den Aufenthalt zu einem sehr angenehmen. Diese Tour ist deshalb eine der reizendsten Partieen in der schönen grünen Steiermark zu nennen. Zum Sommeraufenthalte ist das Thal wie geschaffen, nicht zum wenigen, weil bei der Güte des Gebotenen und bei der Freundlichkeit der Bewohner die Preise staunend mäßig sind. Der Verkehr fehlt hier nicht ganz, indem öfter Touristen das Thal durchqueren, aber die idyllische Ruhe wird dadurch keineswegs stark beeinträchtigt. Wenn die Sonne nach einem Unwetter die frischbelebte Natur bescheint, wenn die Gletscher herüberglitzern, wenn die Luft von wunderbarer Klarheit ist, wenn Rothkehlchen, Goldhähnchen und Schwarzköpfchen in dichten Gebüschen ihr Liedlein singen, Stieglitze und Hänflinge munter herumhüpfen, wenn Amseln und Drosseln im Walde herumträllern, wenn die Meisen, gar liebe Gäste, ihr trautes und so feines: „Zibi, Zibi!“ singen, wenn bunte und einfärbige Spechte eifrig an Bäumen hämmern, schöngefiederte Holztauben im Thale lustig

herumflattern, ja wenn sich sogar der Widehopf, der possierliche Kautz, hie und da zeigt, und dazu die grüne Salza im wildzerrissenen Flussbette rauscht und braust, dann ist's ein Hochgenuss, herumzuschlendern und den Duft von Wald und Au zu athmen.

Bei Festlichkeiten kann's im Thale sehr lebendig werden, besonders aber, wenn eine höhere Persönlichkeit einzieht. Da beeilt man sich, prächtige Ehrenpforten zu errichten, Häuser und Geräte mit bunten Fahnen und Bändern zu schmücken und was die Hauptsache ist, die Böller krachen zu lassen.

Dies geschieht auch schon beim Ave Maria-Läuten vor dem Einzuge und dann erst recht, wenn der eigentliche Moment gekommen. Da geht's dann gar stürmisch zu, denn jung und alt drängt sich herum. Bei solchen Gelegenheiten versäumt man es auch nicht, Freudenfeuer auf den Bergen anzuzünden, was ein uralter Brauch der Alpenbewohner ist. Dazu kommt noch, dass Schul- und Gotteshaus mit Eiben- und Tannenkränzen aufs schönste herausgeputzt werden. Am Festtage selbst ist Gottesdienst mit Predigt, dann werden Ansprachen gehalten und Hochs auf die Gefeierten ausgebracht. Interessiert aber die Festlichkeit die Gemeinde ganz besonders, so ist es Sitte, zur steten Erinnerung daran junge Eichen an einem belebten Orte zu pflanzen und dieselben mit dem Namen des Gefeierten zu benennen.

Nicht minder kommt Leben in den Ort, wenn's

nach dem langen, starren Winter gilt, das Vieh in der Mitte Mai auf die Alm zu treiben, oder, wenn in der ersten Hälfte des Octobers der Abtrieb erfolgt. Dies bildet im Leben der Bewohner stets ein Ereignis, das unter großen Feierlichkeiten begangen wird. Hauptsächlich aber ist's der Abtrieb, der, wenn sich kein bedeutender Unfall bei der Herde ereignet hat, unter vielem Gepränge stattfindet. Die „Schwoagerin", (welcher die Oberaufsicht über die Mägde und das Vieh auf der Alm zusteht), sowie die „Halterin" bekleiden sich zunächst mit ihren besten Sonntagskleidern. Stier, Glockenkuh und mehrere andere schöne Rinder werden mit Bändern, Kränzen und Flittergold auf das bunteste geputzt, dazu noch mit kleinen Spiegeln und anderem glitzerndem Tand behangen, und schließlich bekommt das „Leitthier," welches stets ein Stier ist, zwischen seine Hörner ein geziertes Fichtenbäumchen.

Sodann treibt die Halterin das aufgeputzte Vieh vor sich hin, während hinter ihr die übrige Herde, das Jung- und Borstenvieh folgt, welches die Schwoagerin im Zaume hält. Schließlich folgt der Alpenwagen, der die auf der Alm benöthigten Geräte der Viehwirtschaft enthält und von einem Knechte oder einer Magd begleitet ist. Während des Abtriebes wechseln Jodler mit Gesang und kommen dem Zuge natürlich viele Neugierige entgegen, die oft von der Magd mit „Flödlnudeln" oder Krapfen beschenkt werden. Ist man endlich im heimatlichen Hause angelangt, so

wird das Vieh seines Schmuckes entledigt und auf eine Weide beim Hause getrieben. Am Abende bekommen die Nachbaren den sogenannten „Flödlkoch,“ einen mit Weinbeeren angerichteten fetten Sterz, zugeschickt, während im Festhause selbst den von der Alm kommenden Leuten ein heiteres Mahl veranstaltet wird, wozu sich nicht selten, besonders, wenn's ein reiches Haus ist und die Herde in gutem Zustande sich befindet, ein lustiger Tanz gesellt. Kein Vieh- und Almbesitzer versäumt beim Abtriebe dieses Fest, ist doch sein Viehstand, hier zumeist Mürzthaler- und Murbodnerschlag, sein Reichthum.

Prüfen wir die Bewohner genauer, so erfahren wir, dass sie ein friedliebendes, gutmüthiges und aufrichtiges Völklein sind, das aber bei aller Arbeitsamkeit und Aufgewecktheit noch an vielem Aberglauben hängt und, wie seine Sagen zeigen, an Gespenster, Geistererscheinungen und Verzauberungen nicht minder, wie an das „Verschreien“ der Kinder und an das Verhexen des Viehes glaubt.

Ihre Sprache hat als Dialect natürlich viele Merkwürdigkeiten. So ist es sonderbar, wenn der Mann sein Weib anderen gegenüber „Sei“ nennt und wenn die Kinder ihre Eltern mit „Er“ ansprechen. Statt „Pfüt Gott“ sagt er „Pfürt,“ für das Zeitwort flimmern hat er den Ausdruck „femrazn,“ besser oder lieber heißt bei ihm „frutla,“ für Hosenträger hat er den Ausdruck „Kraxn,“ für anmuthig die Bezeichnung „gschmach,“ beinahe heißt

bei ihm „hasn," trüb „tumper," dämmerig „tusig" u. s. w.

Die Tracht ist die echt steirische, ist außerordentlich hübsch und malerisch. Sie verschwindet jedoch wie überall immer mehr. Nur an Sonn- und Festtagen bemerkt man noch vielfach die originelle Kleidung. Schwere, genagelte Schnürschuhe, in denen der echte Steirer ebenso elastisch geht, als flott tanzt, bilden seine Fußbekleidung im Vereine mit grünwollenen Strümpfen, die bis ans Knie reichen. Die schwarzlederne mit Laubverzierung und Beinknöpfen versehene Hose reicht nicht über's Knie und läßt dieses also frei. An Sonntagen aber ist das sonst freie Knie mit weißer Unterhose bedeckt. Nun folgt die grüne Weste, der graue Lodenrock, ebenfalls grün aufgeputzt, und schließlich der schwarze Hut mit breitem Bande, das wieder von der unvermeidlich grünen Farbe ist und von welchem der „Gamsbart" oder die „Schneidfeder" des Auerhahns keck herunternickt. Diese schneidige Tracht kleidet die fernigen Leute nur zu gut und ist's auch, die dem Steirer vor anderen sein besonders Gepräge verleiht.

Die Palfauer lieben die Musik, den Gesang, Tanz und das Kegelscheiben. Beim „Schanzeln" verstehen's gute „Scheiber" 15—20 fl. an einem Tage zu gewinnen, und sind's gerade die Holzknechte, welche dabei viel wagen. Wenn dann die hübschen „Gsangeln" und die lustigen Jodler ertönen, wenn die Mundharmonika, die Zither und die Seitenpfeife klingen und wenn schließlich ein g'spassiger „Außipascher"

getanzt wird, dann hat die Lust ihren höchsten Grad erreicht.

Im Speisen ist der Palfauer im allgemeinen sehr genügsam, an Wochentagen begnügt er sich mit Sterz und Schottensuppe, mit Kraut und Knödl oder „Nocken,“ wozu an manchen Tagen Selchfleisch kommt, während an Festtagen wiederum Wurstsuppe, Rindfleisch und Braten mit Milchkrenn, Krapfen und Schober (Guglhupf) und an Weihnachten noch das unvermeidliche „Gletzenbrod“ sein Mahl bildet.



14. Bräuche und abergläubische Meinungen in der Palfau.



In den Sitten und Bräuchen des deutschen Alpenvolkes findet man

Wenn's am Pfingstsonntag regnet, so sagen die Leute, es regne dem Bäcker Gold in den Backtrog hinein.

Am Sonnwendtage werden Büscheln eines gewissen Krautes gesammelt und zwischen die Fenster gesteckt, damit dadurch jedes Unglück verscheucht werde. Am selben Tage werden von allen Hausinwohnern auch sogenannte „Goldäpfel" gesammelt, worauf jeder seinen Apfel zeichnet und auf die Zimmerdecke hängt. Wessen Goldapfel nun zuerst verdorrt, der soll noch im selben Jahre sterben.

In der Thomasnacht werden unter Brodkörberl verschiedene Sachen gelegt, so giebt man unter das eine Geld, unters andere ein aus Holz geschnitztes Kind, läſst ein weiteres ganz leer, legt unters nächste wiederum einen Kamm, unters folgende ein Messer u. s. w. noch manch andere bedeutnngsvolle Gegenstände. Ist das geschehen, so geht eines von den Hausleuten hinaus, worauf die Sachen unter den der Reihe nach dastehenden Körberln vertauscht werden. Nach einem Zeichen zum Eintritte hebt dann die hereingekommene Person irgend ein Körberl auf, trifft sie das Geld, so bedeutet's Gewinn, hebt sie das Kind, so wird sie bald heiraten, kommt sie aufs leere, so wird sie bald sterben und hebt sie endlich das Körbl mit dem Kamm, so bedeutet's gar nichts. Ueber jede Bedeutung werden natürlich Glossen gemacht und der Betreffende muſs sich manchen derben Scherz und Witz gefallen lassen. Dazu kommt

noch das bekannte Pantoffelwerfen und anderes. Auf diese Weise vergeht der Abend.

Während der Christmette sollen alle Kühe und Pferde reden können. Um nun einer solchen Unterredung zuzuhören, soll ein Bauer, der seine Pferde sehr zu schinden pflegte, bei einer kleinen Oeffnung des Stalles gelauscht haben. Und richtig, als die oberwähnte Zeit kam, da huben seine Gäule an zu sprechen, so daſs ihm die Haare zu Berge standen ob des großartigen Geschehnisses.

„Sag, wie geht's Dir denn, Brauner?" frug der Schimmel seinen Nachbar.

„Ganz elend, unter'm Hund, noch heute schmerzen mich die Schwielen, die mir mein Herr, der Elende, gestern mit seiner verwünschten Peitsche beigebracht," schimpfte und klagte der gefragte Gaul.

„Und mich hat der Schinder vor acht Tagen mit der Faust aufs Maul geschlagen, so daſs mir eine Beule gewachsen ist," zog der Schimmel auf seinen Herrn los.

„Und jeden Tag läſst er uns 10 Stunden bei Eis und Kälte ziehen und dafür setzt er uns statt kräftigen Hafers schlechtes Heu vor," raisonnierte der Braune weiter.

„Mich zwickt's im Magen von dem schlechten Fressen und in den Beinen plagt mich die Gicht von dem vielen Laufen," klagte auch der Schimmel.

„Der Grobian, der Geizkragen verdient's nicht, daſs wir ihm weiter dienen," fuhr der Braune fort.

„Ich vertrag' die Schinderei nicht länger und werde unsern Quäler bei nächster Gelegenheit mit meinem Hufe niederschlagen," wüthete der Schimmel.

Der Bauer hatte genug gehört und schlich sich an allen Gliedern bebend davon, um den Seinen von dem Schrecklichen zu erzählen. Doch wollte man ihm nicht recht glauben. Als er nächstens mit seinen Pferden ausfuhr, schlug ihn wirklich der Schimmel zu Boden, obgleich der Bauer jetzt seine Pferde besser behandelte. Lange war er bewusstlos und hütete sich von der Zeit an, da er wieder hergestellt war, seine Pferde zu viel zu schinden.

Im Salzathale herrscht vielfach der Brauch, während der Mette jeder Kuh eine Nuss zu geben.

Hat die Kuh gekälbert, so kriegt sie ein Glaserl Schnaps, etwas Bienenhonig, geweihte Kräuter und Rindsschmalz auf Brotschnitzeln, damit sie wieder auf die Beine kommt. Man heißt dies: „Weisat," Geschenk.



15. Was Brauch ist nach Geburt eines Kindes.



Ist ein Kind zur Welt gekommen, so wird es in der Palfau wie allgemein üblich gebadet, wobei man aber ins Wasser verschiedene Sachen giebt und

zwar: einen Kupferkreuzer, mehrere Palmkätzchen, einen Rosenkranz, ein geweihtes Bild und geweihte Kräuter. Sodann wird das Kind geraucht, wozu wieder verschiedene Bestandtheile, namentlich Weihrauch, Kümmel und Zucker herhalten müssen. Nun folgt das „Einfatschen“ (Wickeln), worauf das Kind ein geweihtes Bild auf die Brust bekommt. Wenn's endlich zur Taufe geführt wird, so näht man ihm das „Krösen- oder Gödengeld“ (Pathengeld) auf der Brust ins Hemdchen ein, und wenn schließlich die Pathen und andere Theilnehmer an der Taufe zu einem fröhlichen Schmause ins Wirtshaus gegangen sind, dann muss der kleine Täufling auf jeden Fall einen Löffel voll Wein kriegen, denn das soll für dessen Zukunft sehr gut sein.

So lange die Mutter in „den Wochen“ liegt, muss sie sich streng nach gewissen Bräuchen richten, denn als unrein ist sie nach der Meinung des Volkes in der Gewalt des bösen Geistes. So darf sie sich, sobald die Dämmerung hereingebrochen ist, nicht mehr aus der Wohnung entfernen, ohne das Kreuz zu machen. Doch trotz dieser Mahnung wagte es einst eine junge Mutter, dem Volksglauben entgegenhandelnd, ohne Kreuz und Segensspruch am Abende aus dem Hause zu gehen. Aber sie kehrte auch am folgenden Tage nicht mehr zurück und man sagte, der Teufel habe sie geholt. Da ließ man in der nächsten Nacht und an den folgenden zwei Abenden das Fenster offen für den Fall, als sie doch noch

wiederkommen sollte. Und richtig kam sie an diesen drei Nächten durchs Fenster in die Kinderstube zurück, wie man's ja doch fast sicher voraus gewusst. Zuvor waren alle, welche in der nur vom Monde beleuchteten Stube saßen und auf sie warteten, dahin vorbereitet worden, bei ihrem Wiedererscheinen ja um Gotteswillen keinen Laut zu sprechen, sonst sei sie unrettbar verloren. Als sie nun im Zimmer, wo alles mäuschenstill versammelt war, erschienen und man voller Spannung der kommenden Dinge wartete, schlich sie vorsichtig zu ihrem Kinde, nahm es in ihren Arm, herzte und küsste es, worauf sie, den Liebling wieder niederlegend, verschwand wie sie gekommen. So gieng durch zwei Nächte alles gut von statten, doch als die Unglückselige in der folgenden zum letztenmale erschien, da konnte es ihr verlassener Mann nicht über's Herz bringen, zu schweigen.

„Nun bist wieder da, liebes Weiberl, Gott sei Dank!“ rief er voller Freude aus, glaubend, die Geduldprobe sei nun vorüber.

Doch dem war nicht so, denn die Erschienene verschwand für immer, in die jammernden Worte ausbrechend:

„O weh, du hast mich vertrieben durch dein Reden, nun ist's aus mit mir!“

Erst wenn die Mutter ihren vorgeschriebenen Kirchgang verrichtet hat, wobei sie mit einer brennenden Kerze vor der Kirchenthür auf den Priester warten, von ihm in das Gotteshaus wieder einge-

führt und durch Segenssprüche von allem Bösen befreit werden muſs, erst dann ist die Gewalt der finsteren Mächte von ihr gewichen.

Stirbt aber eine Wöchnerin, so zieht man ihr feste Schuhe an, damit sie sich beim Gehen über das dornige Feld, das sie durchwandern muſs, nicht steche.



16. Auf der Hochzeit.



Wohl keine Festlichkeit wird mit solch' ungebundener Fröhlichkeit begangen, als eine Hochzeit in den Bergen, die, weil sie eben ein

frohes Ereignis im Menschenleben bildet, mit so übersprudelnder Lust gefeiert werden muss. Im besonderen soll hier eine Palfauer Hochzeit beschrieben werden.

Sind die Brautleute arm, so macht sich die Braut mit einer Bekannten auf den Weg nach der „Brautsteuer“ und zwar sucht sie zunächst reiche Blutsverwandte und Freunde auf, um dann auch bei anderen wohlhabenderen Häusern des Ortes vorzusprechen.

„I bitt gar schön um a Brautsteuer!“ so lautet die kurze und doch so innige Bitte der Brautbegleiterin.

Wer würde es da wohl übers Herz bringen, der in dürftigen Umständen lebenden Braut, zumal, wenn der Gebetene sein Schärflein im Trockenen hat —, zu ihrem „Ehrentage“ eine milde Gabe als Brosamen von seinem reichen Tische zu verweigern? Und wirklich giebt so mancher, da hier die meisten ein gutartiges Gemüth haben, mehr, als die Braut erwartet hätte. Das Geschenk besteht in diesem Falle immer in Geld.

Darauf gehen der Bräutigam und der „Hochzeitsbitter“, einen mit Blumenstrauß geschmückten Stock schwingend und einen ebensolchen Strauß am Hute, zur Hochzeit bitten, wobei natürlich in erster Linie die Verwandten und Bekannten, dann aber auch andere Personen des Ortes, die ein besonderes Ansehen genießen, eingeladen werden.

Ist alles zur Hochzeit gerichtet, so geht's paarweise unter Pöllerknall zur Kirche. Zuvor hat aber die Kranzljungfer einen Liter Wein dahin getragen, welcher später gebraucht wird.

Bei diesem Kirchgange ist an manchen anderen Orten das sogenannte „Loskaufen" Sitte, darin bestehend, dass den Brautleuten mit Stangen und Schnüren der Weg verstellt wird, worauf sie sich durch eine Geldspende auslösen müssen [1]).

Nach der Trauung schenkt der Pfarrer aus der gebrachten Weinflasche drei Gläschen voll, weiht den Wein, giebt dann den Brautleuten mit den Worten: „Es segne der hl. Johannes!" den gebräuchlichen Johannessegen, worauf er, nachdem der Ministrant der Braut und dem Bräutigam zwei Gläser übergeben, mit ihnen anstößt und trinkt. Die Gläser dürfen aber nicht ausgetrunken werden, sondern es muss in jedem ein „Lackl" übrig bleiben. Hierauf reichen die Getrauten ihre Gläser dem Beistand, der gewöhnlich ein Wirt ist. Dieser schenkt dieselben wieder voll und reicht sie den übrigen Hochzeitern.

Nachdem diese Förmlichkeit, die bei keiner Palsauer Hochzeit fehlen darf, erfüllt ist, geht's aus der Kirche, wobei der Beistand den restlichen Wein — denn immer muss einer übrig bleiben — in die Küche des Hochzeitshauses trägt mit den bezeichnenden Worten: „Ich muss Krautsalzen geh'n!"

---

[1]) Die Sitte des Loskaufens existiert auch an vielen anderen Orten Oesterreichs sowie auch in Deutschland.

Bei dem Weinreichen in der Kirche geschah's einem neuen Ministranten, der den Brauch nicht kannte, dass er das der Braut zu übergebende Glas unter Heiterkeit des einen und unter Missmuth des andern Theils der Anwesenden austrank, in der Meinung, es gelte ihm.

Ist man vors Gasthaus, wo die Hochzeit gefeiert wird, gekommen, so ist's Aufgabe der Braut, ihrem eben angetrauten Manne wie dem Wirte und Brautführer Schnupftüchl von gleicher Farbe in die Röcke zu practicieren, womit sie vielleicht ihre Freigebigkeit anzeigen will. Sodann begiebt sie sich sofort in die Gasthausküche, wo soeben die Wirtin am Herde gar emsig gesottenes Kraut in einem Topfe rührt. Kaum hat letztere die Eintretende bemerkt, als sie ihr auch schon den Krauttopf mit der Aufforderung hinstellt:

„Ich bitt' dich, Braut,
Rühr' mir dies Kraut!“

welcher Bitte die Braut folgeleistet und damit bekundet, dass sie bereits wohl zu kochen versteht. Nun bekommt das Küchenpersonal ein angemessenes Trinkgeld.

Mancherorts kommt wieder das sogenannte Brautstehlen vor. Während nämlich nach üblicher Sitte der Hochzeitszug sammt Musik von Gasthaus zu Gasthaus singend und tanzend herumzieht, so wissen die „Kranzlbuben“ bei einem günstigen Momente die Braut in ein anderes, entfernteres Gasthaus zu

führen, oder sie zu stehlen und dort zu zechen. Der Brautführer, der auf die Braut hätte achtgeben sollen, muss dann die ganze Zeche dieser „Diebe“ zahlen.

Beginnt nun das Hochzeitsmahl, so giebt's bei einer reichen Hochzeit in der Palfau eine Anzahl von Speisen, denn der Appetit der Landleute ist ein gewaltiger, und man will bei dieser Gelegenheit stets eine große Auswahl von Gerichten und eine gediegene Reihe von Leckerbissen. Die Art der Zubereitung der Hochzeitsspeisen und ihre Schmackhaftigkeit würden manchen Verwöhnten befriedigen. Zunächst kommt Suppe mit Strudl und Bowesen, drauf Würste mit Sauerkraut und auf diese Rindfleisch mit Semmelkrenn. Nun folgen Lungerlsuppe, Schnierkrapfen, Schweinsbraten mit Salat, kälbernes Eingemachtes und Lämmernes gebacken. Dann kommt eine neue Abtheilung, durch Suppe eingeleitet, nämlich: Zungsuppe, Wildpret mit Butterkrapfen, Schober (Guglhupf), Kalbsbraten mit Erdäpfel und Zwetschken, Weinbudding, Zwetschkenpfeffer und Glaskrapfen. Schließlich werden als letzte Speisen: Schmalzkoch, gesulzte Milch und Bisquitentorten aufgetragen. Dies Hochzeitsessen, das 10—12 Stunden bis in den andern Tag hinein dauert, wird oft unterbrochen, und die Zwischenpausen werden mit Tanz, Gesang, Spass und Unterhaltung ausgefüllt, um dann, wenn man bei dem Herumgetummel wieder Hunger bekommen hat, mit einer neuen Speiseabtheilung anzufangen.

In diesen Pausen sammelt der Wirt die auf die einzelnen Personen kommenden Antheile für's Essen, die bei einer ordentlichen Hochzeit 4—5 fl. betragen, denn jeder Theilnehmer muss sein Essen zahlen, nur ausgenommen die „Zu-Braut“ und die „Kranzl-jungfern,“ denen ihre „Beisitzer“ das Mahl begleichen. Diese erhalten dafür von ersteren bei den folgenden Tänzen eine solche Maße von duftigen Sträußen, dass der Hut beinahe darunter verschwindet. Schließlich bekommen die splendiden „Beisitzer“ von den Schönen aus Dankbarkeit ein seidenes Tüchel, das ebenfalls am Hute befestigt wird. Für den Feschesten unter den Burschen hält man denjenigen, der das größte Tüchel und die hübschesten „Buschen“ am Hute hat.

Darauf kommt die zweite Sammlung, die bestimmt ist als Brautgeschenk oder „Weisat“. Dann folgen einige Musikanten, die sich für das klingende Spiel ihren Lohn holen, worauf zum Schluße die Köchin mit einem riesigen Kochlöffel erscheint, um für sich und ihre Gehilfinnen in der Küche eine Geldspende zu erbitten. Nach jeder Spende spielt die Musik einen schneidigen Tusch, um so die Taschen der folgenden Geber noch mehr zu öffnen und dem Spender die gebührende Ehre zu erweisen.

Eine richtige Bauernhochzeit dauert in der Gegend immer gleich mehrere, oft acht Tage und noch länger, je nach Vermögen der Leute. Die Hochzeitsgäste ziehen, wenn die Lustbarkeiten sich dem Ende

nahen, im Orte von Haus zu Haus, tanzen überall, bis sie im neuen Heim der Brautleute angekommen sind.

Die nicht unbedeutenden Ueberreste des Hochzeitsmahles nennt man das „Bschoadessen,“ welches die Gäste mit nach Hause nehmen und sich als Erinnerung an die freudvollen Tage der Hochzeit recht schmecken lassen.



17. Samsonumzug. Todtenbahrziehen. Stöhrgehen.



Nachdem wir das herrliche Salzathal verlassen, wenden wir uns der Gegend des oberen Murthales zu. Von Murau etwa in vier Stunden erreichbar

liegt der sehr romantische Ort Krakaudorf, wo bereits das Hochgebirge mit seinen grotesken Formen beginnt. Hier sowie auch in der weiteren Umgebung bis ins sogenannte Lungau hinein findet man noch gar sonderbare Bräuche und Sitten und zwar Volksbräuche, von denen manche noch aus der fernen Heidenzeit, aus der Zeit der alten Germanen stammen mögen. Hier im unwirtlichen Gebirgslande, wo das Volk vom großen Verkehre abgeschlossen und die Welt daher — um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen — mit Brettern vernagelt ist, hier konnten sich die alten Gepflogenheiten des Volkes um so länger und um so urwüchsiger erhalten. Man braucht nur einen Berg zu überschreiten, der die Bewohner des einen Thales von jenen des anderen wie durch einen Riegel trennt, und hat schon wieder andere Sitten, andere Eigenthümlichkeiten des Volkes vor sich. Damit im Zusammenhange steht auch die Thatsache, dass sich oft die Bewohner verschiedener Thäler eben wegen ihrer Eigenthümlichkeiten gegenseitig nicht leiden können, ja dass sie einander spinnefeind sind, einander aus dem Wege gehen, sich wegen dieser und jener Gewohnheiten und Fehler verhöhnen, auf einander Spottlieder dichten und Sprüche machen. Es ist sogar manches Thal und manche Gegend im ganzen Lande verschrieen, und wenn bei irgend einer Gelegenheit sich jemand als der Bewohner eines solchen Ortes zu erkennen giebt, so weiß man auch gleich, wie viel's geschlagen hat und aus welchem

Holze er geschnitzt ist, kurz man weiß genug von ihm.

Natürlich bringt es die Rauhheit so mancher Gebirgsgegend mit sich, dass die Bewohner von einer Rohheit sind, wie man sie in der milden, sonnigen Ebene nicht findet.

Doch nicht darüber soll in diesem Kapitel geschrieben, sondern vom Samsonumzuge in Krakaudorf gesprochen werden, den ich mitanzusehen Gelegenheit hatte. Man gelangt wie gesagt in diese ganz abgelegene Ortschaft von Murau aus und zwar durch ein romantisches, grünes Seitenthal, wobei man die Dörfer Tratten und Ranten berührt. Das Fest findet jährlich an dem Sonntage, welcher dem Oswalditage folgt, statt. Kaum hatten wir Krakaudorf erreicht, als wir auch schon festliches Gepränge wahrnahmen. Das von der Umgebung zusammengeströmte Landvolk, zumeist fernige, gutmüthige Leute in ihrer kleidsamen Gebirgstracht, wogte in froher Stimmung im Dorfe auf und nieder, und besonders der Platz vor der Kirche um die verschiedenen Buden war stark besucht, und erst in den Gasthäusern, wie giengs da bunt durcheinander! Alle Fremden, hauptsächlich die besseren, wurden von den Einwohnern scharf aufs Korn genommen und deren Namen zu erforschen gesucht. Es hüteten sich aber die schon Eingeweihten sorgfältig, denselben zu verrathen. Endlich zogen unter lustig schmetternden Klängen die Dorfschützen, wie sie hierzulande viele Gemein-

den besitzen, auf und rückten unter Halloh ins nächste Wirtshaus. Schnell verflogen die Stunden, und bald schlug es die zweite Nachmittagsstunde, die von allen sehnsuchtsvoll erwartete Zeit, nach welcher der eigentliche Samsonumzug beginnen sollte. Nun rückten die Schützen in ihrer malerischen Uniform unter klingendem Spiele aus zur Kirche. Die Uniformen sollen nach der Meinung der einen die der Napoleon'schen Krieger sein, als dieselben in Oesterreich einfielen; im rechtlichen Kampfe mit ihnen habe man die Uniformen erbeutet und zum ewigen Angedenken an die Tapferkeit der steierischen Schützen aufgehoben, während wieder andere behaupteten, es seien die Uniformen österreichischer Gardesoldaten aus dem vorigen Jahrhunderte. Sei dem wie immer, die Schützen repräsentierten sich recht malerisch mit ihren schwarzbraunen Bärenmützen und in den dunkelgrünen Waffenröcken mit den rothen Aufschlägen, wobei die Röcke mit den nach rückwärts geschürzten Ecken einen sogenannten „Schwalbenschweif“ zeigten, während über denselben der weiße „Kreuzüberschwung“ prangte. Die breiten großen Epauletten bestanden aus gelber Wolle, und die Beine stacken in weißen Leinwandhosen. Die Chargierten trugen an den Mützen Federbüsche und weiße Buschen, woran auch noch anderer Aufputz prangte. Den Schluss des auffallenden, prächtigen Schützenzuges bildete der Schlosser mit einem „Büchsenwischer,“ womit er, falls eines der alterthümlichen Gewehre nicht

losgieng, dasselbe fein ausputzte. Auch trug er, die alte Art so recht veranschaulichend, eine große Pulvertasche an der Seite, und es musste jeder Schütze, der seine Ladung verschossen, schleunigst zu ihm hineilen, um von ihm eine neue Füllung in Empfang zu nehmen. Der Schlosser seinerseits war sich der ihm übertragenen Pflichten wohl bewusst und lief mit ernster Miene bald dahin, bald dorthin, die Gewehre, welche nicht knallen wollten, untersuchend und reinigend. Endlich war alles in Reih und Glied vor der Kirche aufgestellt, und der Nachmittagsgottesdienst gieng feierlich und unter einigen Salven vorüber, worauf die Schützen unter klingendem Spiele vors Pfarrhaus marschierten. Nun erschien der Samson, der Held des Tages, nichts anderes, als eine riesige, stockhohe Figur, die, phantastisch und bunt aufgeputzt, mit einem martialischen Barte ausgestattet, das Schwert in der einen und eine Hellebarde in der anderen Hand tragend, einen alten Krieger mit all seiner Kraft und Stärke darstellen sollte. Getragen wurde die Gestalt von einem untersetzten Dorfbewohner, der unter den langwallenden Kleidern Samsons gar nicht sichtbar war. Von zwei chargierten Schützen begleitet tänzelte der Riese vor die aufgestellte Colonne, mit jubelndem Geschrei und schmetternden Klängen begrüßt.

Nachdem der Zug durch Ankunft des Samson complet geworden, schritt der Schützenhauptmann zum Herrn Pfarrer, ihm militärisch meldend, dass

man jetzt ihm zu Ehren eine Salve losbrennen werde, was dem Meldenden natürlich ein schönes Stück Trinkgeld eintrug. Nun krachte die Salve, worauf der Hauptmann die Gäste des Pfarrers besuchte, sie verständigend, dass nun ihnen zu Ehren geschossen werden würde. So gieng's weiter durchs ganze Dorf: zum Lehrer, Postmeister, zu den Gastwirten und reicheren Inwohnern und schließlich auch zu den Fremden, deren Namen und Aufenthalt im Dorfe man schon früher herausgebracht hatte. Dabei tanzte der riesenhafte Samson vor dem Zuge, guckte vermöge seiner Größe in die ersten Stockwerke, Gelächter und übermüthige Fröhlichkeit hervorrufend. So vergieng der übrige Tag unter Knall und ungebundener Lustbarkeit. Wer eine Salve bestellte, oder sie freiwillig bekam, der musste mindestens mit einem blanken Gulden „außirücken," zahlte er mehr, was bei vielen der Fall war, so war auch der Dank des Herrn Hauptmanns um so schneidiger. Die Einnahme gehörte den Schützen, die damit die Ausgaben für Pulver bestritten, den Rest aber zur Stillung ihres allzeit großen Durstes verwandten. Abends gieng die Lustigkeit erst recht los und währte bis in die Früh hinein, denn, wenn sich der Aelpler einmal vergnügt, so muss es auch hübsch lange dauern, damit es „dafür steht".

Das Samsonfest soll wohl eine Erinnerung an längst entschwundene Zeiten sein, in denen noch eine an Samson gemahnende Kraft und Größe in

der Bevölkerung strotzte und wo fast jeder als mannbarer Recke die Waffe führte, alle Angriffe auf Freiheit und Vermögen abwehrend.

Im Obermurthale wurde der unheimliche Brauch des Todtenbahrziehens vor noch nicht langer Zeit öfter betrieben, jetzt ist derselbe aber infolge behördlichen Einschreitens verboten. Derselbe bestand nämlich darin, dass vier Männer eine Bahre in der Zeit zwischen 11 und 12 Uhr Nachts im Friedhofe um die Kirche herumtrugen. Beim ersten Umgang soll die Sache immer ganz gut gegangen sein, das zweitemal gieng's zwar schon schwerer, aber doch immer noch leidlich, während es das drittemal fast gar nie gelang, noch vor dem Schlage der Geisterstunde herumzukommen. Trotzdem sich alles immer beeilte, den dritten Umgang noch rechtzeitig zu bewerkstelligen, so musste man doch in den meisten Fällen die Bahre unverrichteter Sache so schnell als möglich wegwerfen, um nur vor 12 Uhr aus dem Friedhofe zu kommen. Wehe aber dem, der diese Zeit versäumt hätte, denn es hätte ihn unwiderbringlich „geholt," wie die Leute sagen. Gelang aber der dreimalige Umzug zu richtiger Zeit und kamen die Männer noch vor der Geisterstunde heraus, so war's sicher, dass ihnen das Glück etwas beschert habe, denn in diesem Falle musste ein großer Topf voll Geld auf der Bahre stehen, so dass die Theilnehmer alle reich wurden.

Benöthigt der Landmann ein Paar Schuhe, Kleidung oder Wäsche, so braucht er keinen Rohstoff zu kaufen, denn diesen hat er ja zu Hause, indem ihm beim Schlachten eines Stück Viehes die Haut und von den Schafen die Wolle bleibt und indem er ja auch Flachs genug zur Verfügung hat. Er lässt also einfach die Handwerker, nämlich den Schuster, Schneider und Weber ins Haus rufen, nachdem er seine Häute beim Gärber hat verarbeiten lassen oder am Ende gar selber nach seiner Art gegerbt hat, in welch letzterem Falle der Stoff natürlich auch darnach ausschaut. Dem Rufe des Mannes folgeleistend, kommen also die geladenen Gewerbsleute in sein Haus, oder sie gehen auf die Stöhr. Treffen nun diese drei zufällig auf einmal zusammen, so passiert's, dass, wie es der bekannte steierische Dichtermeister so trefflich schildert, die Stube zu klein und die Frage von dem sich um Rath umschauenden Besitzer aufgeworfen wird, wie die drei Werksleute wohl in dem einen ihnen nur zur Verfügung stehenden Bette Platz finden werden? Wie sollte da auch das Bäuerlein nicht in arge Verlegenheit gerathen? So wird beim Kommen der Stöhrleute die Bauernstube bald eine Universalwerkstätte, der Schuster hämmert drauf los, näht und nagelt fast eisenfeste Bergschuhe, der Weber lässt an seinem Stuhle sein Schifflein mit blitzartiger Geschwindigkeit hin- und hersausen, die Wolle von schwarzen und weißen Schafen oder aber

Garn zu einem festen Gewebe verbindend, und auch der Schneidermeister misst, schneidet und stichelt drauf los, dass es eine helle Freude ist, zuzuschauen. Wie ich von Einwohnern hörte, existiert das „Stöhrgeh'n“ noch in manchen Gegenden der Steiermark. Freilich bringt es die Cultur und der wachsende Verkehr mit sich, dass auch das „Stöhrgeh'n“ langsam abnimmt. Die Leinwand und die „G'wandl“ lassen an Haltbarkeit nichts zu wünschen übrig. Haben die muntern „Stöhrleute,“ die sich die Arbeit mit „g'spaßigen“ Discursen und tönenden „G'sangeln“ vertreiben, ihr Werk vollbracht, so folgt der klingende Lohn und extra noch der „Stöhrlaib“ als Draufgabe. Ist aber dieser dem einen oder andern nicht recht, so braucht er bloß seinen Mund aufzuthun und dies dem Bauer zu sagen, der ihm dann den Laib zu einem angemessenen Preise abkauft. So haben die „Stöhrleute“ bald hier, bald dort zu thun und bringen Leben und — neue „G'wandl“ in die Gehöfte.



18. Die Rettung des Verbrechers.



Dort, wo Mur- und Katsch-thal zusammen-treffen, liegt die sogenannte Drachenhöhle. Was die Sage darüber erzählt?

Mit all ihrer Romantik liegt die altersgraue Stadt vor unseren Blicken, bespült von der wild brausenden Mur, die in ihrem engen Felsenbette für ihr aufschäumendes Temperament des Raumes zu wenig findet. Hoch ober der Stadt trotzt die mächtige, herrliche Burg, im Besitze eines nicht minder starken, kühnen Geschlechtes. Soeben durchbricht die liebe Sonne mit ihren siegreichen Strahlen die sich im Thale lagernden Morgennebel, uns die volle Pracht der Landschaft zeigend. Da nähert sich ein sonderbarer Zug der Stadt, ein Zug, der in seiner Mitte einen Verbrecher birgt, welcher zum Gerichte geschleppt werden soll. Bereits ist man zur Stelle gekommen, wo sich ein stattliches Sommerhaus befindet und das städtische Weichbild mit seinen Mauern und Thürmen beginnt. Der Zug macht halt und entsendet den Schreiber des Landgerichtes, welches über den Verbrecher den Spruch und das Todesurtheil gesprochen hat, mit einigen Begleitern als Vertretern dieses Gerichtes zum Rathhause der Stadt.

„Sehr hoher, hochweiser Stadtrath! Wir bitten um Erlaubnis, den Verbrecher Gandlfinger durch Eure Stadt zum Hochgericht führen zu dürfen,“ wandte sich der Landschreiber an den Bürgermeister.

„Ihr bittet um Durchzug? Er sei Euch gewährt! Nur müßt Ihr Euch das neuerliche peinliche Verfahren der Stadt gefallen lassen, das der zeitliche Stadtrichter durchführen wird,“ erwiderte der Hochweise.

Alsbald schritt der Landschreiber mit dem Stadtrichter und einigen seiner Räthe der Stelle zu, wo der Zug vor der Stadt harrte.

„Ich überantworte Euch hiemit den Räuber gegen das Versprechen späterer Rückgabe,“ wandte sich der herrschaftliche Oberbeamte an den Stadtrichter und seine Begleiter.

„Von Seite der Stadt wird genannter Verbrecher dem gegenwärtigen Landgerichte zur Vernehmung des geheimen Urtheiles hiemit abgenommen und wird derselbe, nachdem über ihn im offenen Schrannengerichte das Urtheil der Stadt gesprochen worden ist, wieder dem Landgerichte am Stadtthore zur weiteren Execution übergeben werden,“ entgegnete der Stadtrichter in hochtrabendem Tone.

Kaum hatte er geendet, als der Stadtdiener den Verbrecher übernahm, indem er ihm städtische Eisen anlegte und ihn aufs Rathhaus führte. Hier waren bereits sämmtliche Räthe, nachdem sie von der Sache in Kenntnis gesetzt worden waren, versammelt. Nun trat der Bannrichter, nämlich der Richter der Herrschaft, vor und verlas mit lauter Stimme die Verbrechen des Räubers.

„Und nun sag, Gandlfinger, bist du der Aussage, die du bereits bei dem hohen Landgerichte gemacht hast, noch geständig?“ frug er dann mit eindringender Stimme.

„Ich habe nichts weiter zu bekennen, als das,

was ich bereits beim früheren Gerichte gestanden habe,“ rief der Gefragte trotzig.

„Gut, das heißt also so viel, als: du bekennst dich als den Räuber, als den du dich bereits beim Landgerichte bekannt hast?“

„Ich will meine That nicht leugnen!“ gab der Verhörte zu.

Nach mehreren nebensächlichen Fragen ward der Verbrecher abgeführt, nachdem der Schreiber mit klarer Stimme das herrschaftliche Urtheil abgelesen, welches darauf hinauslief, dass der Räuber des Todes schuldig sei.

„Erkläret jetzt, ihr Herrn Räthe, ob ihr gegen das Urtheil etwas einzuwenden habt?“ frug der Bannrichter feierlich.

Alle Räthe antworteten mit nein. Darauf brach man entblößten Hauptes und unter großer Feierlichkeit zur offenen Schranne, dem öffentlichen Gerichtsplatze der Stadt, auf. Daselbst angekommen übergab der Stadtrichter dem Bannrichter ein Stäblein und sprach die Worte:

„Sintemalen, Herr Bannrichter, bei der Stadt vom herrschaftlichen Landgerichte ein peinliches Gericht gedungen worden ist, so habe ich als Stadtrichter Euch zur Ausübung des Urtheiles den Stab übergeben.“

Der Bannrichter entblößte seinen Degen.

„Sagt, ist auch das gegenwärtige, peinliche Gericht mit tauglichen Beisitzern versehen und besetzt?“

stellte dieser sodann die Frage, sich an die Umgebung wendend.

Darauf gab jeder der Gerichtsbeisitzer seine eigene Antwort mit den Worten:

„Ich finde, dass dieses anheunt aufgestellte Gericht nach der allgemeinen Halsgerichtsordnung recht und mit genugsam Beisitzern besetzt ist.“

Nunmehr las der Bannrichter die Sündenlitanei des Verbrechers vor dem gesammelten Volke vor.

„Jetzt gestehet frei und offen, ob Gandelfinger das Leben verwirkt habe, oder nicht?“ frug schließlich der Bannrichter.

„Nach abgefasstem hohen Urtheile soll gegenwärtiger Verbrecher des verübten Raubes halber zur Strafe und zum warnenden Beispiele anderer in des Freimanns*) Hand gegeben und hingerichtet werden!“ antwortete der Stadtrichter im Namen seiner Räthe.

Endlich ward das Urtheil zum letztenmale vom Bannrichter allgemein publiciert und dann der Stab über den Unglücklichen gebrochen, worauf das Armensünderglöcklein seine wimmernden Töne vernehmen ließ. Der Verbrecher wurde auf den bereit gehaltenen Wagen gesetzt, worauf sich der Zug wieder zur Stadt hinaus in Bewegung setzte, der Richtstätte zu. Beim Thore wurde der Räuber wieder förmlich dem Landgerichte übergeben, und der Stadtdiener bekam für

*) Scharfrichters.

seine Mühe einen blanken Gulden, während der Stadtrichter sammt den Räthen als Entgelt für ihre Anstrengung die Einladung zur Tafel ins Schloss erhielten, wie es schon so Brauch war.

Unterdes war ein heftiger Wind losgebrochen, der sich schließlich zu einem fürchterlichen Sturme steigerte und schwarz zusammengeballte Wolken ins Thal hereinfegte, so dass allen ob des dräuenden Unwetters beklemmt ums Herz wurde.

„Der Drache kommt, der Drache vom Katschthale kommt!“ schrie entsetzt ein altes Weib auf, als es wiederum eine finstere, langgestreckte Wolkenmasse hereinfegte, aus der die Blitze schrecklich zuckten, der Donner fürchterlich krachte und aus der sich strömender Regen ergoß.

Panischer Schrecken ergriff alle in dem sich dahinwälzenden Zuge, jeder trachtete in eine Behausung zu kommen, und die Execution musste verschoben werden. Der Schreckensruf jenes Weibes hatte viele der leicht- und abergläubischen Menschen mit Furcht und Angst erfüllt. Das Unwetter hauste entsetzlich, der Regen zerriss Wege und Straßen, überschwemmte Häuser und Felder, riss kleine Landstrecken mit, und die angeschwollene Mur brauste und donnerte so wild dahin, wie man es noch nicht gesehen hatte. Als das Wetter oder vielmehr die Katastrophe vorbei war, übersah man den ganzen Schaden. Man raunte sich angstvoll allerlei über den Drachen zu, von dem jenes Weib gesprochen

und den man so unwillkürlich mit dem Unwetter in Verbindung brachte. Es hieß auch, dass das Ungethüm, das in einer Höhle an der Römerstraße in der Nähe des Katschthales hause und das schon viele leibhaftig gesehen haben wollten, wieder mehrere friedliche, nichtsahnende Wanderer zum Frühstücke verspeist habe. Da auch ein Bewohner der Stadt bei der Wetterkatastrophe plötzlich verschwunden war — er hatte wahrscheinlich in den wilden Fluten der Mur seinen Tod gefunden — so schrieb man auch dieses Opfer ins Sündenregister des Drachen, gegen den sich der Unwille des Volkes wendete. Man müsse ihn tödten und koste es, was es wolle, beschloss man. Doch war es noch eine Frage, wer denn eigentlich das Heldenwerk vollbringen werde, denn keiner von den Stadtbürgern getraute sich an diese gefährliche Arbeit, die ein förmliches Herkuleswerk sei, bei welchem der Held am Ende noch mit Haut und Haaren in dem unersättlichen Rachen des fürchterlichen Ungethümes verschwinden könne. Da kam einer — es war kein Einheimischer — auf einen gescheidten Gedanken, er meinte nämlich, man könne ja den zum Tode verurtheilten Verbrecher, dessen Execution ja gerade durch das Unwetter gestört worden sei, als Todtschläger des Drachen verwenden, und wenn er dabei den Tod finde, so sei es kein Schade, er habe ja ohnehin sein Leben verwirkt. Erlege er aber den Drachen, so sei dies eine solche That, die es verdiene, dass man dem

Verurtheilten das Leben schenke, indem ja durch Tödtung des Ungethüms vielen anderen das Leben erhalten bleibe, ganz abgesehen von der Hintanhaltung anderen Unheils. Das leuchtete den guten Leuten sofort ein, und sie brachen ob des klugen Einfalles des Fremden in jubelnden Beifall aus. Der sehr weise Stadtrath, welcher sich prahlte, noch nie in einem erhobenen Beschlusse gefehlt zu haben, entschloß sich, den ihm klug dünkenden Rath des Fremden auszuführen, erwirkte vom Landgerichte die Ueberlassung des Verbrechers zu dem vorgeschlagenen, hochwichtigen Zwecke, wozu letzteres Gericht, da es ja alles eins sei, wie der Uebelthäter seinen Tod finde, auch beistimmte.

Gandelfinger, ein Mann von gewaltiger Kraft und Stärke, athmete auf, als ihm der weise Beschluss des Stadtmagistrates mitgetheilt wurde.

„Den Drachen soll ich ihnen erschlagen? Hahaha! Wenn's weiter nichts ist!“ murmelte der Kraftbewusste.

Man brachte also Gandelfinger, dem noch mehrere unerschrockene Beihelfer beigegeben wurden, in die Gegend, wo das Ungethüm hauste. Und in der That erlegte der Mann, wie die Volkssage erzählt, den schrecklichen Drachen, gerade als derselbe am wenigsten zu sterben vermuthete, und zwar in dem Momente, als er gerade nach Verspeisung eines Stück Viehes in seiner Höhle verdauend sein Mittagsschläfchen hielt. Der Glückliche brachte dem hoch-

weisen Magistrate sogar die Haut des erlegten Drachen, welche die nicht wenig erfreuten Stadtväter sofort als die des erbeuteten Ungethümes anerkannten und wie ein seltenes Stück lange aufbewahrten. Wenn dieselbe heutzutage im Rathhause der Murstadt nicht mehr aufbewahrt wird, so wird der Grund wahrscheinlich der sein, weil sie von Motten schon längst zerfressen ist.

Gandelfinger erhielt vom Stadtrathe eine großartige Belobung, reiche Geschenke und was die Hauptsache war, sein Leben. Er lebte noch lange in der Stadt, von jung und alt als Drachentödter verehrt. Nur einem seiner besten Freunde soll er verrathen haben, dass die gebrachte Haut gar nicht von einem — Drachen herrühre. Und wenn man ihn als Befreier aus Drachennoth pries, so hatte er dafür immer ein eigenthümliches Lächeln, das die guten Leute als Freude über den Drachentod auslegten.



19. Der Zauberer vom Stolznalpl.



Steigt man auf eine Höhe bei Teufenbach, so sieht man im Hintergrunde des prächtigen Murthales, wo sich der Strom wie ein Silberband in duftig grüner Au schlängelt, hinter der weiß herüberblinkenden Ruine Katsch eine höhere Gebirgsgruppe zackig und

spitzig sich hinziehen, dessen eine Spitze das Stolzn-alpl heißt. Von diesem wissen die Leute allerhand zu erzählen, besonders, dass sich hier zu gewissen Zeiten ein geheimnisvoller Zauberer aufgehalten und sein Wesen getrieben habe.

Eines Tages gieng ein gewisser Birkstaller, den Stutzen auf der Achsel, das kecke Hütl mit der Schneidfeder auf dem Kopfe, mit einem tüchtigen Bergstock in der Hand, den Hund an der Seite und lustig das Pfeiferl schmauchend, diesen Berg hinan, um eine Gemse, einen Hirschen oder etwas anderes zu schießen. Je höher er stieg, desto wohliger ward's ihm ums Herz, denn immer würziger und reiner ward die Luft, und zuletzt stieß er gar, seinem Wohlgefühle Ausdruck gebend, sehr weittönende Jauchzer aus, die an den mächtigen Bergwänden widerhallten, so dass es nur so eine Art hatte. Da hörte er ein Geräusch ober sich in den Aesten, als ob ein Vogel davonfliege. Hinaufblicken und den Stutzen an die Backe setzen war eins, doch konnte er, da ihm die dichten Zweige hinderlich waren, noch nicht schießen, weshalb er auf eine etwas freiere Stelle trat, von wo aus er einen ungeheueren Adler erblickte, wie er in dieser Größe noch keinen gesehen hatte. Jetzt setzte er abermals das Gewehr an und traf den in mächtigen Kreisen auffliegenden Vogel. Wie erstaunte aber der Schütze, als er sich seine Beute näher besah, denn es war nicht mehr der Adler, auf den er geschossen, sondern ein Mensch,

ein wirklicher Mensch, den er in dem davonfliegenden Adler erlegt hatte. Grauen und Schrecken befiel den Schützen ob dieser unheimlichen Verwandlung des Vogels. Als er sich von seinem Entsetzen erholt hatte, untersuchte er den vor sich liegenden Mann, sah aber, dass demselben nicht mehr zu helfen sei. Bei Visitierung der Kleider, die er deshalb vornahm, um die Herkunft des merkmürdigen Todten zu erforschen, fand er in einer Seitentasche ein vollständiges Besteck aus Silber: Löffl, Gabel und Messer, wie man's zu der Zeit, wenn man eine Reise machte, stets mitzutragen pflegte. Diesen Fund nahm der Schütze, um das Geheimnis des Todten zu entdecken, mit sich und eilte, von dem Orte zu kommen, wo er so Schauerliches erlebt. Lange ließ es ihm keine Ruhe und immer wieder peinigte ihn der Gedanke, einen Menschen getödtet zu haben, wenn er sich auch sagen musste, dass er es unabsichtlich gethan. Nicht lange darnach kam Birkstaller in eine Stadt und kehrte in einem Gasthause ein. Er ließ sich zu trinken und zu essen geben und nahm jenes Besteck, welches er als den Schlüssel zu jenem unheimlichen Räthsel stets mit sich trug, heraus.

„Sagt mir Mann, um Gotteswillen, wo Ihr das Besteck, das ich nur zu gut kenne, her habt?“ frug die Frau Wirtin in großer Aufregung, als sie die Esswerkzeuge ihres Gastes erblickte.

Birkstaller erschrack unwillkürlich.

„Wo ich das Zeug her hab'?“ entgegnete er stockend.

„Bekennt es nur, Ihr habt —“ schrie sie, ohne den Satz vollenden zu können, da er ihr in die Rede fiel.

„'S ist eine sehr böse Geschichte damit, verlangt es lieber nicht zu wiss'n“.

„Wisst Ihr, wem das Besteck gehört hat?“ rief die Wirtin in höchster Aufregung.

„Das möcht' ich wirklich gern wiss'n!“

„So hört es also: meinem Manne hat's gehört, ich kenn's ganz genau!“ schrie sie den Gast an.

Birkstaller war jetzt noch mehr erschrocken und konnte momentan gar nicht antworten.

„Ja, meinem Manne hat's gehört und nun bekennet, wie Ihr es an Euch gebracht“, rief sie in dem Tone eines Richters.

„Nicht möglich, wie käm' denn der Geier zu Eurem Manne?“ frug er erstaunt, nachdem er wieder zu Worte gekommen war.

„Der Geier? Was meint Ihr da?“

„So lasst Euch doch erzählen, wie die Sache war“ sprach er und erzählte sein Erlebnis am stolzen Alpl der Wirtin, die entsetzt war und in Thränen ausbrach. Endlich ermannte sie sich.

„O mein Gott, da habt Ihr also meinen Mann erschossen, der jährlich einmal auf das stolze Alpl zu gehen pflegte, um dort Gold und Silber zu suchen und seine Zaubereien zu treiben. Ich hab ihn seitdem nimmer geseh'n,“ rief sie schmerzlich aus.

„Ich kann wirklich nichts dafür, dass ich in dem großen Geier Euren Mann erschoß,“ betheuerte er.

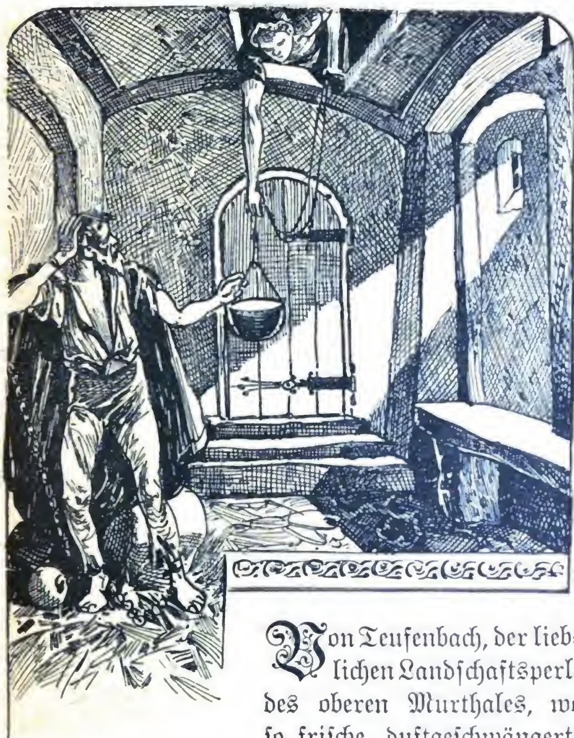
„Nun macht Euch, da Ihr an dem Tode meines Mannes schuld seid, auf Schlimmes gefasst,“ drohte sie.

Birkstaller bat nun sehr flehentlich, sie möchte ihn doch um Gotteswillen nicht verrathen, da er ja doch eigentlich unschuldig sei. Endlich versprach sie auf seine eindringenden Bitten, reinen Mund zu halten, doch müsse er ihr dafür das Besteck ihres Mannes, welches nach ihrer Meinung noch Glück bringen müsse, überliefern, was denn auch geschah.

Erleichterten Herzens schied endlich Birkstaller und zog nach Hause, wo ihm erzählt wurde, dass man den Zauberer vom stolzen Alpl, welcher die Leute so oft erschreckte, unlängst im Walde todt aufgefunden und begraben habe. Birkstaller aber hütete sich wohl, zu sagen, wer denn eigentlich die Ursache an dem Tode des Zauberers sei.



20. Das unheimliche Haus. Der letzte Gefangene.



Von Teufenbach, der lieblichen Landschaftsperle des oberen Murthales, wo so frische, duftgeschwängerte Lüfte wehen, führt uns ein herrlicher Weg längs

des klaren, brausenden Baches hinan in noch luftigere Höhe. Steil geht es durch harzigen Nadelwald gegen die hochgelegene Station Sanct Lambrecht, die eine ungemein abwechslungsreiche Umgebung hat. In südlicher Richtung gegen Neumarkt zu dehnt sich vor dem Blicke ein welliges Waldmeer, köstlich anzuschauen. Ringsum liegen kleine Ortschaften und zerstreute Gehöfte, darunter auch ein edelsitzartiges Gebäude, das vor Jahren von allen gemieden wurde, denn man wuſste es weit und breit, daſs hier ein Geist sein Wesen treibe.

Jeder mied es besonders bei Nacht und machte lieber einen groſzen Umweg. Da kam eines Abends ein kecker, schneidiger Jäger des Wegs, der, in der Gegend unbekannt und dem Schilde folgend, in eben dem Hause, wo man auch Herberge fand, einkehrte. Man nahm ihn freundlich auf, gab dem Ermüdeten zu essen und zu trinken und wies ihm schlieſzlich ein einfaches Lager an.

„Na, habt Ihr denn kein besseres Zimmer im Hause? Ich kann's zahlen,“ meinte er.

„Ja, wir hätten schon was Besseres, aber dort ist's halt nicht geheuer,“ meinte der Wirt geheimnißvoll thuend.

„Was, nicht geheuer? Warum nicht gar?“ entgegnete der Jäger ungläubig.

„'S ist wirklich so, denn die Geister spuk'n schon lange in dem Zimmer herum, und jeden hat's noch

vertrieb'n," sagte der Herbergsvater in einem Tone, der keinen Zweifel übrig ließ.

Der Jäger brach in ein übermüthiges Gelächter aus.

„Was ihr doch für furchtsame Leute seid, die ihr überall Geister und Gespenster seht," platzte er heraus.

„So probiert's nur, wenn Ihr's nicht glaubt," erwiderte der Wirt, den der verwegene Ton des Jägers ärgerte.

„Ja ich will's versuch'n, und wenn tausend Gespenster erscheinen," trotzte der Jäger.

„Der Spuk wird Euch vertreiben, wie er die übrigen vertrieben hat," sprach der andere zuversichtlich.

Der Jäger übernachtete also in dem großen, saalartigen Zimmer, das, prächtig ausgestattet mit Geweihen, Malereien und Bildern, einen sehr behaglichen Eindruck machte. Er lud sorgfältig sein Gewehr, stellte es zum Bette, legte sich nieder und schlief bald so ruhig ein, als ob er in Abrahams Schoße läge. Er hatte nicht lange geschlafen, als er — es war gegen Mitternacht — plötzlich durch einen furchtbaren Lärm aufgeweckt wurde.

Er sah durch die Zimmerthüre, die er absichtlich offen gelassen hatte, eine Gestalt hereintreten, welche ganz weiß gekleidet war, eine Haube auf dem Kopfe hatte und eine brennende Kerze in der Hand trug. Das Antlitz war nicht sichtbar. Die unheimliche

Gestalt machte allerlei geisterhafte Sprünge und Bewegungen und einen fürchterlichen Lärm. Der Jäger hatte, obwohl er im ersten Augenblicke etwas verblüfft war, doch seine Fassung nicht verloren.

„Halt, steh sofort stille!“ commandierte er, das Gewehr an die Backe reißend.

Der Geist mochte eine solch kühne Begegnung mit einem Erdenmenschen nicht erwartet haben und stand wirklich stille, wobei es dem verwegenen Jäger schien, als ob die Gestalt zittere.

„Und jetzt sofort entpuppen, oder ich gebe Feuer!“ schrie er das Gespenst an.

Das Gespenst zitterte jetzt noch mehr und zwar diesmal ganz auffallend, besonders die Kerze schwankte hin und her.

„Nun wird's werden, schnell, oder —“ schrie der Jäger drohend.

Das Gespenst warf Kleid und Haube ab, und vor dem erstaunten Jäger, der bereits sein mitgebrachtes Licht angezündet hatte, stand bebend und zitternd ein ältlicher Mann, der von den allarmierten und herbeigeeilten Hausleuten als der benachbarte Schneider erkannt wurde.

„Ah, da schaut's das an, wer hätte das geglaubt!“ riefen sie ein ums andermal erstaunt aus.

„Hab ich's nicht gesagt, dass ihr abergläubische, furchtsame Leute seid?“ rief der muthige Jäger triumphierend aus. „Du aber, Alter, wirst deine Lust zum Geistern wohl verloren haben und bereite

dich bald auf deine Strafe vor,“ rief er dem Schneider zornig zu, welcher vor Angst kein Wort hervorbringen konnte.

„Schon 15 Jahr' ist's her, dass er hier umgeht und die Leute erschreckt,“ riefen die Leute erbittert aus, die, wenn ihnen der Jäger nicht zugeredet, den Schneider arg durchgeprügelt hätten.

Der geisternde Schneider ward alsbald wegen nächtlicher Ruhestörung dem Gerichte übergeben. Er fand für seine fünfzehnjährige Geisterthätigkeit den wohlverdienten Lohn und hatte nun Zeit zum Nachdenken, dass es nicht geheuer sei, der undankbaren Menschheit unentgeltliche Gespensteraufführungen bei Nacht zu geben.

Oberhalb des romantisch gelegenen Teufenbach thront 1200 m hoch in geradezu malerischer Lage die herrliche Ruine Stein, die weit in die sich kreuzenden Thäler hineinlugt, besonders aber weit ins idyllische Murthal hinausschaut, durch welches sich der rauschende Fluss zieht, wo üppig grüne Auen mit dunklen, duftigen Wäldern und saftigen Almen abwechseln, in jenes Thal, zu dessen Seiten auf luftigen Höhen so viele zerfallene Burgen und Denkmäler alter Zeiten liegen und dessen Hintergrund die Spitzen der Alpen bilden. Steil geht der Weg zur Ruine Stein hinan, bis wir, oben angelangt, die gewaltige, theils in Trümmern liegende

Burg unmittelbar vor uns haben. Welch ein eisernes Geschlecht muss hier dereinst gehaust haben, welch ein Geschlecht, das einen solchen Riesenbau herstellte, bewohnte und vertheidigte! Die Burg war wegen ihrer hohen Lage und der starken Befestigung ein vorzügliches Bollwerk in den unruhigen Zeiten des Faustrechtes und diente auch grausamen Raubrittern zum Aufenthalte. Diese verlangten von den reichen Kaufzügen, die vorher schon von andern Raubburgen ordentlich geschröpft worden waren, einen hohen Zoll oder plünderten sie ganz aus. Ja die Ritter von Stein hatten sogar mit den Herrn vom Buxer Loch, der Burg Saurau und denen von Katsch Bündnisse geschlossen, welche sich auf die gemeinsame Ausraubung oder auf das Ueberlassen eines Theiles der Beute bezogen. Stein trotzte wie ein Geierhorst in seiner Höhe und konnte allen feindlichen Anschlägen mit Erfolg die Stirne bieten. Einer der letzten Ritter war ein grausamer, harter Mann, dessen Inneres auch von Stein zu sein schien, da er keiner edleren Regung zugänglich war, während seine Ehegemahlin, menschenfreundlich und tugendhaft, das gerade Gegentheil von ihrem Manne bildete. Besonders strenge verfuhr der Ritter mit seinen robotpflichtigen Unterthanen, über die er beim geringsten Versehen die grausamsten Strafen verhängte. Dies zeigte sich so recht wieder bei der folgenden Gelegenheit. Eines Tages hatte nämlich der Forstwart des Ritters einen Bauer namens Berglober

gerade dabei ertappt, wie derselbe aus dem weitgedehnten Forste, dessen Wild unermesslich war, einen erlegten Hirsch nach Hause trug. Berglober warf, als er sich ertappt sah, die reiche Beute schnell von sich und lief, was er laufen konnte, dem Gefürchteten zu entkommen. Doch dieser schickte ihm die Häscher nach, welche bald den Jagdfrevler in die Burg vor den Ritter von Stein brachten.

„Gestrenger Herr, hier ist der Mann, welcher Eurem Gebote zum Trotze nach Hirschen jagte und der nun der gerechten Strafe harrt.“

Mit diesen Worten übergaben die Häscher den Gefangenen dem peinlichen Gerichte des Ritters.

„Hast du nicht gewusst, dass dir das Jagen verboten ist?“ schnauzte der letztere Berglober an.

„Verzeiht, gestrenger Herr Ritter, was ich verbrochen, denn die Noth trieb mich dazu. Ich habe Weib und Kind zu Hause, und kann sie nicht fortbringen, da mir das vorjährige Unwetter alle Frucht meines Schweißes zerschlagen hat,“ bat und klagte der Gefangene.

„Aha, und da fandest du also den Ausweg, mein Wild zu stehlen? Doch warte Bursche, das soll dir theuer zu stehen kommen,“ brüllte der Ritter wüthend.

„Habt Erbarmen, Herr, wenn nicht mit mir, so doch mit den meinen, die ohne mich dem Elende preisgegeben sind,“ bat der Angeklagte.

„Schweig mit deinem Gejammer!“ herrschte ihn der Gestrenge an. „Ihr aber,“ wandte er sich an die Häscher, „werft mir den Frevler in den Thurm, auf dass er die gebührende Strafe finde.“

Der Bauer erbleichte, als er von dem Thurme hörte, denn der war ja der Inbegriff aller Schrecken für jeden.

„Ich beschwöre Euch bei Gott und bei allem, was Euch heilig ist, nehmt mir all mein Hab und Gut, lasst mich lebenslang die härtesten Knechtsarbeiten verrichten, aber verschont mich vor dem Thurme,“ jammerte der Arme.

„Vorwärts in den Thurm!“ befahl der hartherzige Ritter.

„Herr, lasst mich lieber gleich tödten, wenn Ihr Rache haben wollt, doch erspart mir die Schrecken des Thurmes,“ schrie der Gefangene.

Vergebens, der Ritter blieb bei seinem Befehle. Man brachte also das Opfer in den Thurm, wo seiner der Hungertod harrte. Einst hatte man die Verbrecher von oben in den Thurm geworfen, in dessen Innerem viele Eisenspitzen befestigt gewesen waren, an denen sich der Hineingeworfene buchstäblich zerriss, um qualvoll zu enden. Wenn auch Berglober dieser entsetzliche Tod erspart blieb, indem man ihn nicht hinunterwarf, sondern durch eine Seitenthüre hineinschob, so harrte seiner doch noch immer des Schauerlichen genug, nämlich, wie er bald erfuhr: Finsternis, dumpfe, feuchte Luft und

schreckliche Verlassenheit. Er fühlte sich bereits als lebendig Begrabener und überließ sich seinen verzweifelten Gedanken, doch war er nicht so verlassen, als er glaubte, da die mitleidige Burgherrin für ihn vorläufig sorgte. Sie befahl nämlich einer Kuhdirn, dem Gefangenen verstohlener Weise Esswaren zukommen zu lassen, welchem Auftrage die Magd dadurch gerecht wurde, dass sie dem Eingekerkerten jeden Abend ein Gefäß voll Milch heimlich hinabließ, womit Berglober sein Leben fristete. Dies dauerte volle 7 Jahre. Da starb die gutherzige Burgfrau und die Magd kam von der Veste weg. Der Gefangene, für den die nächtlichen Milchsendungen aufhörten, erlag bald darauf dem grausamen Hungertode.

Kurze Zeit nach diesen Geschehnissen ward die Burg erobert und gebrochen, wobei der hartherzige Ritter elend ums Leben kam. Noch jetzt soll sein klagender Geist in finsteren Nächten im schauerlichen Thurme erscheinen, denn die verübten Grausamkeiten lassen selbst dem Todten im Grabe keine Ruhe.



21. Chalons, die Frankenburg.



Karl der Große, der heldenhafte, mächtige Herr=

scher des tapferen Frankenvolkes hatte die Schlacht gegen die Sachsen, gegen ein äußerst kriegerisches Volk, geschlagen. Von den unwiderstehlichen Waffen der Gallier lagen die widerspenstigen Feinde aufs Haupt getroffen darnieder, in ohnmächtiger Wuth der Befehle des verhaßten Siegers gewärtig. Der große Karl zögerte nicht, die glänzende Heldenthat, umjubelt von seinem lorbeerbekränzten Heere, unter vielem Gepränge zu begehen. Mit seinen tapfersten Kriegsmannen saß er beim frohen Siegesmahle.

„Nun schenk mir nochmals meinen Humpen voll, mein lieber Charlot, denn groß war die Arbeit des Kampfes,“ sprach Karl zu seinem Mundschenken.

Der Edelknabe und Liebling des mächtigen Frankenherrschers, Charlot von Chalons, setzte den vollen Humpen vor seinen durstigen Herrn, der den lieben Getreuen freundlich auf die Achsel klopfte.

„Ehre und Ruhm unserem mächtigen Könige und Sieger!“ erschollen die Rufe der fränkischen Recken, die sich erhoben, ihre Pokale schwenkten und bis auf den Boden leerten.

„Dank Euch, ihr Helden Galliens, für Eure todesmuthige Tapferkeit, die mir den schweren Sieg über die kampfgeübten Sachsen errungen! Nun gebühret Euch nach gethaner Arbeit der Lohn für das Manneswerk!“ rief Karl seinen edlen Kriegsgenossen zu, ihnen mit seinem Humpen bescheidgebend.

Mancher fränkische Edle war jetzt nach dem errungenen Siege in der Gunst seines Königs um vieles

gestiegen und wurde je nach Verdienst zu höherem Range erhoben und mit herrlichen Ehrengeschenken aus der reichen Kriegsbeute bedacht, was die Begeisterung und Treue der Krieger zu ihrem ruhmbedeckten Feldherrn nur noch erhöhte. Die Beute wurde nach einem bestimmten Verhältnisse vertheilt und wies manche Prachtstücke auf. Goldene Spangen und prächtige Schwerter von gewaltiger Länge und Schwere, köstlich gezierte Trinkhörner und mit Edelsteinen geschmückte Becher, kostbare Ketten und prachtvolle Wehrgehänge, schöne Lanzen und blitzende Hellebarden, Morgensterne und glänzende mit Silber eingelegte Streitäxte, sowie viele andere Herrlichkeiten erfreuten die Helden des Frankenkönigs. Das Allerkostbarste unter der Beute waren aber die schönen Töchter des überwundenen Sachsenfürsten Wittigist, die Karl der Große in Gewahrsam übernahm. Nachdem die Beute ihren Mann gefunden, hielt der König Kriegsrath, was zu thun sei, um die rebellischen Sachsen ein für allemal mit dem Frankenreiche zu vereinigen und jeden weiteren Widerstand für die Zukunft unmöglich zu machen.

„Mein Rath geht dahin, dass wir den Kern der überwältigten Sachsen, die etwa noch 30.000 betragen werden, in Ketten legen und zu Sklavenarbeiten verhalten, worauf ihnen die Lust zu weiterem Kampfe und zur Empörung vergehen wird,“ ließ sich Alwin vernehmen.

„Das wäre schade um das kräftige, tapfere Volk, das zu etwas besserem als zu elendem Sklavendienste taugt," wehrte Romanus.

„Was sollen wir also thun, um jeden weiteren Widerstand der Sachsen zu brechen?" frug der König. „Wenn wir dieselben zum Sklavendienste verurtheilen, so wird ihr Rachedurst noch größer werden, und wir entfernen uns noch mehr von dem Ziele, das dahin geht, sie mit meinem Reiche für immer zu verschmelzen."

„So nehmt sie, o König, in Euren Kriegsdienst auf, gebt ihnen die gleichen Rechte, wie den Franken, und Ihr werdet sehen, wie sie dann Euch dienen werden," rieth Meginhard, ein alter, edler Franke.

„Ihr glaubt die Sachsen durch Begünstigung gewinnen zu können? Wenn ihnen der Stachel der Gegnerschaft nur nicht zu tief im Herzen sitzt!" entgegnete Karl der Große.

„Gunst und Wohlthat brechen die Feindschaft und die Rache," beharrte Meginhard, der die Menschen genau kannte, auf seiner Meinung.

„Meginhard hat nicht so unrecht, die Sachsen sind ein kerniges, mannhaftes Volk, dessen Freiheitsliebe die schlechteste Eigenschaft nicht ist und das zu vernichten nicht nothwendig erscheint. Nehmt daher, ruhmreicher Herr und König, den besten Kern in Euer tapferes Heer auf, vertheilt sie einzeln unter den vielen Franken, oder noch besser, verpflanzt sie fern von ihrer Heimat an die südlichen und östlichen

Grenzen Eures weiten Reiches, stellt sie, ihre Mannhaftigkeit achtend, als freie Krieger in die Marken zum Kampfe gegen die wilden Avaren auf, achtet sie wie Eure Franken, und Ihr werdet sehen, was Ihr erreichen werdet, wenn Ihr dem kriegerischen Sinne der Sachsen Rechnung traget," ließ sich Albertus, ein hochangesehener Rathgeber des Königs, vernehmen.

„Nieder mit ihm, er ist ein Freund der Sachsen, ein Freund unserer Feinde!" schrie Alwin, der fanatische Edelmann.

„Mit nichten, Alwin, Albertus hat ohne Leidenschaft und Parteilichkeit gesprochen, mir dünkt sein Rath klug und weise und verdient es, in reife Erwägung gezogen zu werden," rief der König eifrigen Tones.

„Der König will unsere Feinde uns gleichstellen, jene, derentwegen unser Blut geflossen ist!" schrie ein anderer Fanatiker.

Von verschieden Seiten erhob sich das Murren über das Ansinnen des Königs.

„Freunde, Krieger! Noch ist ja der Entschluss nicht gefallen, der Euch Grund zur Klage gäbe. Es wird mir auch nicht einfallen, den Sachsen mit Euch gleiche Rechte zu geben, denn sie sind und bleiben unsere Feinde," beschwichtigte Karl der Große die aufgeregten Kampfgenossen.

„Es lebe unser große König!" brüllten die eben zuvor noch Missmuthigen nun wieder freudig ihrem Herrn zu.

Der König beschloß nun mit seinen Räthen, den Kern der übrig gebliebenen Sachsen in der schon erwähnten Stärke von 30.000 Mann in die Gegenden der Drau und Mur zu verpflanzen, welcher Beschluss auch seine baldige Ausführung fand. Nur Wittigist's Töchter blieben als Geiseln und Sicherstellung für den Frieden der Sachsen in Karls Gewalt.

„Gieb mir wohl acht, mein Charlot, auf die Perlen meiner Beute, auf Wittigist's Töchter, und sieh zu, dass es ihnen an Speise und Trank nicht gebricht, denn ich will, dass sie wie eines Königs Töchter gehalten werden," befahl Karl seinem Lieblinge und besonderen Vertrauten.

„Herr, Ihr wisst, dass Ihr auf meine Treue bauen könnt und dass die Erfüllung Eurer Befehle mein liebster Beruf ist und sein wird," betheuerte Charlot aufrichtig.

„Ich kenne und schätze Deine treuen Dienste, mein Lieber, deshalb habe ich Dir auch das heikle Geschäft eines Mundschenkes anvertraut und befehle Dir nun auch die Obsorge über die Sachsentöchter," sprach der König.

„Euer Lob und Vertrauen, mächtiger Herr der Franken, macht mich stolz, und deshalb verspreche ich, mit meinem Leben für den Vollzug Eurer Aufträge einzustehen," betheuerte der Mundschenk begeistert.

„Wohl weiß ich's, dass Dein Herz Deinem Könige ergeben ist in Leben und Tod, deshalb will ich Dir's

auch lohnen durch meine besondere Gunst," versicherte Karl der Große seinem Vertrauten, ihn liebkosend.

Charlot, der schöne Mundschenk mit den treuherzigen Augen, dem munteren, kecken Wesen, mit der geschmeidigen Höflichkeit und der edlen, ritterlichen Gestalt entfernte sich, um sich die „Perlen der Beute," worauf der König seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, anzusehen. Seine Erwartungen wurden in der That übertroffen, denn er sah zwei herrliche Mädchen vor sich, groß und stark gewachsen, von schönstem Ebenmaße, mit blond über die Schultern wallenden Haaren und blauen Augen, kurz zwei deutsche Jungfrauen, die in ihrer heimatlichen Tracht und mit den zornigen Blicken, womit sie ihren vermeintlichen Feind ansahen, wie zwei Kriegsgöttinnen vor dem staunenden Charlot standen. Er versicherte sie, dass er ein Freund sei, dass er im Auftrage seines Königs komme, um sie mit Speise und Trank zu versorgen, kurz, um über ihre Lebensbedürfnisse zu wachen, worauf ihre Blicke etwas freundlicher wurden. Charlot wusste selbst nicht, wie ihm beim Anblick der einen Sachsentochter, der schönen Hildegarde, zu Muthe geworden war. Er trat aus den Gemächern heraus und befahl Randolf, dem Gefangenwärter, seine Schützlinge auf das beste zu behandeln, denn der König wolle es so. Randolf versprach's, und der Mundschenk gieng seiner Wege, fortwährend an die majestätische Gestalt Hildegardes, an ihre

goldigen Locken und an die strahlende Himmelsbläue ihrer Augen denkend.

„Ha, ist der Sachsen Göttin niedergestiegen, und hat sie sich aus Trauer über den Fall ihres Volkes ins Gefängnis bannen lassen, oder ist es wirklich ein menschliches Wesen, ein Wesen so herrlich und schön, wie meine Augen noch keines sahen? Doch ja, sie ist Wittigist's, des tapferen Sachsenführers, Tochter, vielleicht nicht weniger tapfer und freiheitsliebend, als er es gewesen!“ flüsterte Charlot wie traumverloren vor sich hin.

Oft und oft kam er später zu den Fürstentöchtern, mit zärtlicher Sorgfalt über ihre Bedürfnisse wachend, was denselben nicht gleichgiltig bleiben mußte. Wer sollte sich da auch verwundern, wenn die beiden ihrem edlen Schützer gegenüber gesprächiger wurden? Charlot seinerseits hatte zu der schönen Hildegarde eine tiefe Neigung gefaßt.

„Welches Glück, sie einst als Weib zu besitzen! Doch sie gehört ja meinem Könige, dem ich Treue gelobt, als Geisel!“ mumelte er.

Der Gedanke, dem Könige zu Treue verpflichtet zu sein, war ihm jetzt plötzlich unangenehm geworden.

Eines Tags trat er wieder bei Hildegarde ein.

„Hör' mich an, Sachsentochter, einzige Deines Geschlechtes! Du weißt, daß ich Dich liebe und daß ich Dich retten kann, wenn ich will, obgleich

mir das Wort meinem Könige gegenüber Deine Rettung verbietet!" sprach er sie an.

„O Charlot, Du kannst mich retten und zweifelst noch? Rette mich aus den mir verhassten Mauern und aus der Macht des noch verhassteren Frankenkönigs und führe mich der goldenen Freiheit entgegen, nach der mein Herz so lechzt, wie der dürstende Wanderer nach der kühlen Quelle," rief Hildegarde in so innigem Tone, dass Charlot nicht widerstehen konnte.

„Und was wird, Hildegarde, mein Lohn sein, wenn ich Dir zu Liebe meinen König und Freund verrathe und verlasse und mir vielleicht seine Rache und Verfolgung zuziehe?" frug Charlot.

„Ich will Dir als Weib, als treues Weib angehören, Charlot, fürs ganze Leben und Dich lieben und pflegen," sprach Hildegarde bewegt.

„Hildegarde, wenn Du wüsstest, was Du mich für Peinen kostest!" rief er aus, sie an sich ziehend.

Charlot kämpfte einen schweren inneren Kampf. Denn, wenn er Hildegarde die Seine nennen wollte, musste er sie der königlichen Gewalt entziehen und und damit an seinem Herrn, dem er Treue gelobt und der ihm vertraute, Verrath üben. Auf der einen Seite stand sein König und Freund und auf der anderen Hildegarde, die Heißgeliebte! Welch qualvolle Stunden durchlebte er, bis endlich die Leidenschaft für die Sachsentochter siegte! Eines Tages

weihte er seinen vertrauten Diener Roland ins Geheimnis ein.

„Bereite alles zur Flucht, denn nächstens geht es mit Hildegarde und ihrer Schwester fort, weit fort, wo uns des Königs Arm nicht erreicht," befahl er.

„So wollt Ihr also Eures Königs Gunst verscherzen, Herr, dessen Gunst, der Euch wie einen Freund, ja fast wie seinen Sohn hielt?" wagte Roland zu bemerken.

„Was redest Du daher, Roland, wo denkst Du hin?" rief Charlot, vor des Dieners einfacher Frage verlegen werdend.

„Habt Ihr ihm nicht Treue zugesagt und mit Eurem Leben für seine Befehle zu haften versprochen? Und nun wollt Ihr die Euch anvertrauten Geiseln entführen und Euren Herrn verrathen?" erkühnte sich Roland, seinem Herrn vorzuwerfen.

„Schweig mir davon, Roland, denn der Seelenqualen hab ich bereits genung gehabt. Für Hildegarde, die ich rasend liebe, hab ich mich entschieden, sie muss die Meine werden um jeden Preis. Ich kann nicht anders, ein Gott verzeihe mir's, dass ich so an meinem König, den ich schätze, handeln muss!" rief Charlot in tiefer Erregung aus.

„Herr, ich verstehe Euch. Die Wahl, sie ist Euch schwer geworden! Und wenn ich Euch zu mahnen wagte, so that ich meine Pflicht als treuer Diener!" entschuldigte sich Roland.

Charlot berieth mit mehreren Vertrauten den Fluchtplan, nahm dann um gutes Geld eine Schar entschlossener Söldner auf und floh bei Nacht und Nebel mit den sächsischen Fürstentöchtern dem Süden zu. Es gieng oft durch wilde Urwälder, wo Bären, Wildkatzen und Wölfe hausten, denn man mußte, um den Verfolgern auszuweichen, wo möglich die gebahnten Straßen, um deren Anlegung sich Karl der Große sehr annahm, verlassen und einsame Gegenden aufsuchen. So kam man längs des Bodensees, über den Arlberg und Brenner, längs eines alten Verkehrsweges, an dem noch Roms Meilensteine standen, auf die Mailänderstraße und ins Drauthal. Letztere Straße — denn jetzt, weit von den Verfolgern entfernt, konnten sie's schon wagen, offene Wege zu betreten — führte sie durch das heutige Kärnten ins Murthal, das sie beim nunmehrigen Teufenbach erreichten. Ueber die Höhe kommend, gewahrten sie weiten Wald vor sich und über demselben in dem steilen Burberg zwei hoch gelegene Höhlen, welche ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen.

„Das wäre für uns gerade ein sicheres Versteck, in dem wir uns ein festes Bollwerk bauen könnten," meinte Charlot von Charlons.

„Und von dem aus wir unseren Verfolgern Trotz bieten und sie mit blutigen Schädeln abweisen könnten," bemerkte einer seiner Begleiter.

Die Burer Höhle, und zwar die größere war endlich nach langer Mühe — denn sie lag an einem

sehr jähen Abhang — erklettert, untersucht und, da man auch klares Trinkwasser darin fand, zum Bewohnen für tauglich befunden. Bald hämmerten die Franken fleißig drauf los und bauten am Rande der Höhle fast eisenfeste Mauern und eine starke Burg auf, die dann in der That ein uneinnehmbares Bollwerk für die Bewohner wurde. Die zweite danebenliegende Höhle diente als Stall. Der Ausgang der ersten gieng durch den ganzen Burerberg hindurch und kam am entgegengesetzten Ende der Burg heraus. Man konnte also von dieser versteckten Seite her trotz der Belagerung und unbeachtet vom Feinde Zufuhr und Hilfe holen und sogar jahrelang einem Angriffe trotzen. Die frische Quelle, die durch die Höhle rann und vorn herauslief, bot Wasser für Menschen und Vieh genug und versiegte weder Sommer, noch Winter. Wäre aber die Sache trotzdem einmal schief gegangen und hätten die Feinde die Burg erstürmt, so bot der rückwärtige geheime Ausgang immer Gelegenheit zum Entschlüpfen.

Als der König von dem Streiche seines ungetreuen Mundschenkes vernahm, gerieth er in heftige Aufregung.

„O der Ungetreue, der schwarze Verräther! Wer hätte ihm die elende That zugetraut! Ich habe eine Schlange am eigenen Busen genährt und einen Undankbaren bei mir großgezogen!“ rief

er in aufwallendem Gefühle und bitterer Enttäuschung.

„Gemach, mein König, es geziemt sich nicht für den Herrn, zu trauern, indes der Geflohene hohnlächelnd die Frucht seines Verrathes genießt, sondern recht und billig ist es, darauf zu denken, dass dem Frevler die Strafe nachfolge,“ eiferte ein Höfling.

Karl der Große litt bitteres Weh in seinem Herzen, nicht so sehr wegen des Verlustes der kostbaren Geiseln, sondern weil gerade der Liebling, dem er am meisten vertraut, so niederträchtig an ihm gehandelt hatte. Doch allmählich wich das Gefühl der Enttäuschung und Bitterkeit dem gerechten Zorne über den Entflohenen.

„Er soll seine schwarze That büßen, der Elende, der mich mit seinem freundlichen Wesen umgarnte und so schmählich betrog. Daher auf, Schergen, jagt ihm nach, und ruhet nicht eher, bis ihr den Frevler erreicht und mir todt oder lebendig mit den Sachsentöchtern gebracht habt. Reicher Lohn wird euch werden, wenn ihr eure Aufgabe erfüllt,“ gebot er seinen Leuten.

Diese eilten, ihres Königs Befehl zu erfüllen, spürten nach allen Richtungen hin, ritten die besten Pferde zu Tode, doch von dem Entflohenen war keine Spur zu entdecken. Fast verzweifelten schon die Häscher, als einer bei dem unaufhörlichen Suchen eine Armspange fand, welche man als einer der entflohenen Sächsinnen angehörig erkannte, worauf

es den Spuren nachgieng, die man aber bald wieder verlor. Endlich nach langer Zeit entdeckte man durch Zufall den Entflohenen in der befestigten Burer Höhle im Murthale, wohin, wie bereits erwähnt, Sachsen verpflanzt worden waren. Doch Karl der Große hatte inzwischen wieder andere Sorgen und Feinde bekommen und keine Zeit, sich mit dem entlaufenen Mundschenken näher zu befassen. Wohl belagerten die Entdecker, welche der versprochene Lohn des Königs reizte, den Herrn von Chalons, wie dieser die Burg zubenannt hatte, doch vergebens. Karl der Große, der die Kaiserwürde erlangt hatte, starb, ohne den Verrath seines Mundschenks gerächt zu haben.

Die starken Nachkommen Charlots hausten lange, lange in der Felsen- und Höhlenburg, alle Kämpfe, welche die Zeit erschütterten, mitmachend und dadurch ihre Kraft erprobend und ihre Kriegslust befriedigend.

Von zwei späteren Besitzern der Burg, zwei Brüdern, wird erzählt, dass sie, beide in heftiger Liebe in ein Ritterfräulein von Saurau entbrannt, in große Eifersucht gegen einander geriethen. Eines Tages waren sie deshalb wieder in erregten Wortwechsel gekommen, der damit endete, dass sie die Schwerter zückten und sich auf der schwindlig hohen Zugbrücke erstachen, worauf sie in die schreckliche Tiefe stürzten.

Margarethe, genannt die Maultasche, die einen Kriegszug hieher unternommen hatte, belagerte und zerstörte die Burer Höhlenburg, welche seitdem in Trümmern liegt und noch jetzt die Blicke des Fremden auf sich lenkt.

Von den ruhelosen Burgherrn eben des Burer-loches geht die Sage, dass sie manchmal bei Mondes-schein beritten wiederkommen, denn zur Strafe für die Räubereien müssen sie „umgeh'n."



22. Die alte Stadt Judenburg.



Gar reizend ist die Partie längs der wild-rauschenden, dunklen Mur, im grünen duf-tenden Thale gegen Judenburg zu, wo sich jenes

kesselförmig erweitert. Die uralte Stadt, in höchst malerischer Lage, blickt uns so freundlich entgegen, dass wir uns bewogen fühlen, dieselbe besonders aber ihre Geschichte etwas näher kennen zu lernen.

Schon zur Zeit der Römer ward die Stadt gegründet und Idunum benannt, worauf ein Gnadenbrief von einem römischen Kaiser, sowie eine lateinische Inschrift daselbst deuten. Die hohe merkwürdige Lage machte die Stelle, die an der alten Römerstraße von Mailand nach Wien lag, zu einem besonders wichtigen Punkte, den die Römer alsbald befestigten. Es heißt, dass auch der Stadtthurm sowie die Ruine Lichtenstein aus der Römerzeit und zwar noch aus der Zeit vor Christi Geburt stammen. Nach anderen soll Judenburg von handelnden Juden, welche die Römer auf ihren Zügen begleiteten, gegründet worden sein. Sei dem, wie ihm wolle, sicher ist, dass beide Denkmale, Thurm und Ruine, sehr alt sind.

Im Mittelalter war Judenburg ein Hauptstapelplatz für die Waren, die auf der Mailänderstraße nach dem Norden gebracht wurden. In den Jahren 1480—1610 waren hier nicht weniger als 22 Großhändler — darunter gegen 14 Wechsler —, und etwa 40 geringere Kaufleute ansäßig. Erstere hatten in ihren Büchern wenigstens 100.000 fl. eingetragen, während man letztere auf die Hälfte schätzte. Dazu hatten sich in der Gegend 8 Grafen, sowie 22 andere Edelleute ansäßig gemacht, so dass man einen ungefähren Begriff hat, welch reichgestaltiges Leben

und welch reges Handelsgetriebe hier ehemals geherrscht haben muss. Unter kärntnerischem und friaulischem Sicherheitsgeleite kamen die Handelszüge massenhaft über Pontebba hier an, die köstlichsten und seltensten Sachen, den Luxus des Orientes, sowie die feinen Waren Italiens bringend. Gewürze, Arzeneien und Balsam aus Indien, Liqueure und süße Weine aus dem sonnigen Süden, herrliche Seidenstoffe aus Constantinopel und Persien, sowie kunstvolle Gold- und Silbergeschmeide kamen hier unter anderem auf den Markt. Die Handelszüge, die zumeist Saumrosse zum Transporte benützten, mussten in Judenburg so lange bleiben, bis die hier ansäßigen Kaufleute ihre Einkäufe gedeckt hatten, sonst hieß es 10 Mark Strafe zahlen. Darauf gieng es, nachdem man das friaulische Sicherheitsgeleite in die Heimat zurückgesandt, unter Judenburgischer Bedeckung, welche die Bürger auf ihre eigenen Kosten beistellen mussten und welche nicht selten über 100 Mann betrug, nach Wiener Neustadt und Wien. Unterwegs hatten die Karawannen viel von den Raubrittern auszustehen, die damals in dieser Gegend, wo für sie große Geschäfte zu machen waren, stark hausten. Dieses Gelichter, das vom Raube seinen Erwerb machte, verpönte den Namen eines Raubritters und nannte sich Abencerages oder Wegelagerer, denen geradezu das Recht zustehe, vom Reichthum und Ueberflusse anderer zu leben. Besonders in den weiten und

wilden Gebieten des Murwaldes hatten diese sogenannten Edelleute ihre Verstecke, von denen aus sie die reichen Handelszüge mit Gewalt oder List beraubten.

Unter der Herrschaft der Babenberger und Habsburger hatte Judenburg durch lange Zeit eine prächtige Herzogsburg, welche den Fürsten zwar nicht zum ständigen Wohnsitze, aber doch zum zeitweiligen Aufenthalte diente. Heute ist von diesem Prachtbaue auch nicht mehr eine Spur vorhanden.

Von dem interessanten Stadtthurme sagt die neuere Geschichte im Gegensatze zu älteren Ueberlieferungen, dass es kein Römerbau sei, indem man damit erst im Jahre 1449 begonnen habe. In der That deuten darauf Baurechnungen*) aus den folgenden Jahren. Aus denselben ersieht man auch die Preisverhältnisse jener Zeit, und mögen einige Daten daraus erwähnt werden. So kostete damals ein Laib Brot zwei und eine Maß Wein nicht mehr als vier Kreuzer, für Kalkbrenn- und Holzarbeit wurden täglich per Mann zehn und für den Maurer elf Kreuzer ausgegeben, ein Pfund gearbeitetes Eisen kam auf zwei und ein Pfund Stahl auf zweieinhalb Kreuzer, während eine Fuhre hartes Bauholz sammt 3 Stunden weiter Herbeischaffung zwölf, eine Fuhre Sand sechs und eine Fuhre Steine drei Kreuzer kostete.

Nach mehreren Jahren war endlich der Thurm fertig, hatte harmonisch klingende Glocken, darunter

*) Siehe die im Besitze des Herrn Steinachers, Buchhändlers in Judenburg, befindliche Monographie.

auch das Judenglöcklein, welches täglich um 2 Uhr nachts geläutet wurde und die Inschrift trug:

„Judenglöcklein nennt man mich,
Drum alle Tage rufe ich.“

Der untere Theil des Thurmes trug nach der Sitte der Zeit ein eisernes Halsband, woran die Verbrecher zum abschreckenden Beispiele befestigt wurden. Die am Thurme in großer Anzahl nistenden Dohlen und Raben hegte und pflegte man ehedem in Judenburg mit vieler Sorgfalt, waren sie ja doch Pest- und Cholerapropheten. Brach nämlich eine Epidemie aus, so verließen nach dem Volksglauben diese Vögel den angesteckten Ort unter großem Gekrächze und kehrten erst, wenn die Pest geschwunden, wieder zurück. Als nun einst bei Ausbruch dieser Seuche in Steiermark viele Dohlen sich in Judenburg um den Thurm niederließen, zogen ihnen auch die Menschen aus den verpesteten Orten nach und fanden hier, in der hohen, gesunden Lage, in der That keine Krankheit.

Der Sage nach soll ein Student, der beim Ausnehmen junger Raben vom Kirchthurme stürzte, keinen Schaden genommen haben, indem sich sein Mantel im Winde wie ein Fallschirm ausbreitete. Als die Bürger den jungen Mann mit dem flatternden Mantel fallen und unversehrt vom Pflaster aufstehen sahen, stoben sie erschrocken und sich bekreuzend auseinander, nicht anders meinend, als dass unter sie ein böser Geist gefahren sei.

23. Eine Verschwörung.



Zur Zeit der Traungauer und Babenberger hatten die Israeliten der schönen

Murstadt als Mäkler („Gevaterschin“) und als Großhändler bedeutende Uebermacht und viele Reichthümer erworben, weshalb sie beim christlichen Volke sehr unbeliebt waren. Bis zum 15. Jahrhundert bildeten sie bereits eine zahlreiche Gemeinde und hatten auch für ihre Streitigkeiten einen eigenen Judenrichter. Oft kam es zwischen Juden und Christen zu blutigen Auftritten, welche theils durch Uebervortheilungen und theils durch ungehörige Uebergriffe der ersteren veranlasst waren. Besonders im Jahre 1312 gab's unter Friedrich dem Schönen für die Juden eine wahre Bartolomäusnacht, in welcher die Christen gegen ihre andersgläubigen Mitbürger schlimmer als die Heiden wütheten.

Eines Tages in dem erwähnten Jahre besprachen mehrere Christen mit einander sehr erregt eine Angelegenheit.

„Ich sag's euch, dass die Juden ihr großes Vermögen verheimlicht haben, um weniger Abgaben entrichten zu müssen, und dass wir deshalb zu Schaden gekommen sind,“ schrie der eine.

„Und mich hat der Moritz Mardoch angeschmiert, denn er gab mir schlechte Ware und zu kleines Gewicht,“ raisonnierte ein Zweiter.

„Auch ich hab' über einen zu klagen. Der Abraham Löwenkopf, den ihr ja alle kennt, hat mich bewuchert, da er 10 Goldgulden von hundert verlangte,“ schimpfte ein weiterer.

Und so gieng's fort, der hatte sich über dies, und jener wieder über etwas anderes zu beklagen. Schließlich kamen all die verschiedenen Klagen vor den gestrengen Herrn Amtmann, welcher mehrere der Juden, die sich Ungebührlichkeiten hatten zuschulden kommen lassen, sowie die Zeugen vor sein hochnothpeinliches Gericht lud.

„Sag' mir, Salomon Fuchsenstamm, wie viel Vermögen du hast!“ begann der Gestrenge das Verhör.

„Herr Amtmann, hab ich nix viel erworben, die Geschäfte geh'n nicht mehr so gut,“ log der Aufgeforderte, denn er verdiente, wie man wusste, sehr viel.

„Ich hab' gehört, dass du 100.000 Goldgulden besitzest!“ fuhr der Amtmann fort.

„50.000, gestrenger Herr Amtmann, nix mehr!“ log Salomon abermals, denn mit 100.000 hätte er als Großhändler die doppelten Abgaben zahlen müssen.

„Ich rathe dir, sprich die Wahrheit, sonst könntest du übel fahren!“ drohte der Gestrenge.

„Sollen mir waxen Schlangen im Bauch, Euer Gestrengen, und sollen mich zwicken die Wanzen bis ans End', wenn ich nix hab gered't die Wahrheit,“ rief Salomon in vollem Ernste.

„Ich ermahne dich zum letztenmale, lüge nicht!“ fuhr ihn der Amtmann an.

„Hab ich nix gelogen! Bin ich gewesen mei Lebtag ä ehrlicher Kerl!“ betheuerte der Israelit.

„Salomon, Salomon! Alles wird ans Tageslicht kommen, und wehe dir, wenn du betrogen!“ war des Gestrengen ernste Mahnung.

Vergebens, Salomon blieb bei seiner Behauptung. Nach ihm trat ein zweiter Hebräer vor den Amtmann.

„Gegen dich liegt die Klage vor, Moriz Mardoch, dass du dem Kließmann schlechte Ware verkauft und falsches Gewicht gegeben hast,“ eröffnete der Richter die zweite Angelegenheit.

„Schlechte Ware? Wie haißt? Hat der Kließmann gewählt die Waare selber, nachdem er sie oft beguckt und angegriffen, und hat er mir noch abgehandelt einen Goldgülden. Wo kann mich da treffen eine Schuld?“ vertheidigte sich Moriz mit näselnder Stimme.

„Und was ist's mit dem schlechten Gewichte?“ frug der Richter.

„Herr Amtmann! Hab' ich gekauft das Gewicht beim öffentlichen Wagmeister und kann es nix gewesen sein schlecht,“ betheuerte Moriz.

„Du hast ihm aber zu wenig gewogen!“

„Er hat mich verleumdet, der Lump!“

Drauf trat auch Mardoch ab, anderen Angeklagten Platz machend. Der Amtmann that in jedem Falle, was Rechtens war. Wenn die Schuld durch mehrere glaubwürdige Zeugen erwiesen war, so folgte unerbittlich die Strafe, und zwar bei kleinen Vergehen zumeist die Geldstrafe, handelte es sich aber um ein öffentliches Aergernis, so folgte der Pranger am

Stadtthurme, unter Umständen das „Stäupen" oder die Prügelstrafe und bei schlechtem Gewichte das Untertauchen in der Mur. Dabei wurde der Verbrecher in einen Stuhl gesetzt und dieser dann durch eine mechanische Vorrichtung ins Wasser gelassen. Auch Mardoch traf diese Züchtigung, während Salomon, nachdem ihm die Lüge nachgewiesen war, an den Pranger kam und sonstige empfindliche Strafen erlitt. Außer diesen wurden noch andere Juden wegen allerhand Uebergriffen abgestraft und dem öffentlichen Spotte, womit die schadenfrohe Menge nicht sparsam war, preisgegeben. Dieser Umstand und die sich immer mehr fühlbar machende Feindschaft und Missgunst von Seite der Christen brachte das Blut der schwer bedrängten Söhne Israels bald in Wallung. Man berathschlagte heimlich bei dem vorerwähnten Salomon, der wegen seiner geistigen Ueberlegenheit und der besonderen Kunst, viel Geld im Handel zu gewinnen, unter den Juden eine führende Rolle einnahm.

„Ihr wisst, dass uns sind neidig die Gojims wegen unseres Geldes und dass sie uns verfolgen und verspotten. Daher rafft euch auf, Söhne Israels, zur Rache!" rief er mit schreiender Stimme.

„Jawohl, bei meinem Barte, kommen muss der Tag der Rache," brüllte auch Mardoch, „denn getaucht haben sie mich ins Wasser, dass ich wäre bald elend ersoffen."

„Sie sind uns missgünstig, weil wir sind gescheidter und geriebener, und weil sie's uns nix können nachmachen, die dummen Gojims," schimpfte Raubengold wüthend.

„Ich meine, dass wir erschlagen alle Christen der Stadt, da sie uns bedrängen!" rieth Ephraim Barruch mit blutgierigen Blicken.

„Ha, erschlagen! Bist ä Mordskerl, Barruchleben, hast getroffen ins Schwarze!" rief ihm einer beifällig zu.

„Sag doch, wie wir sollen blasen den Gojims das Licht aus?" frug der schielende Jacob.

„Hast eppes Heu im Schädel, dass du nix kommen bist drauf? In der Nacht müssen wir sie im Schlafe überfallen und machen kalt," belehrte Barruch in überlegenem Tone.

„Das wär' Thorheit, denn sie haben große, wilde Hunde in ihren Häusern und gute Waffen bei sich, und könnten wir kriegen viel Prügel und blaue Fleck' oder gar einbüßen unser Leben," rieth David Zimperlich ab.

Fast alle gaben ihre Bedenken über den gewagten Plan Barruchs kund.

„Seid ihr Hasenfüß' alle zusammen und gehört ihr alle in die Kinderstube zur Amme," schrie Barruch ärgerlich.

„Weiß keiner ä besseren Rath?" frug Salomon, das Haupt der Hebräer.

„Halt, Salomonleben! Hab' ich's gefunden!" rief einer, der auf den Namen Tigerzahn hörte.

„Also heraus damit!" drängte man ungestüm.

„Wisst ihr nix, dass Weihnachten und der heilige Abend, wie's die Gojims nennen, sind in der Nähe und dass sie alle an diesem Abend gehen in ihre Kirche ohne Waffen? Gut, wenn sie alle nix ahnend sind gegangen hinein, so können wir sperren die Thüre zu und sie machen alle kalt," rief er mit grimmigem Lächeln.

Alle hatten in größter Spannung zugehört, und viele gaben zu dem Rathe schreiend ihren Beifall kund.

„So wahr ich bin ä Sohn Israels, du bist ä geriebener Bursche, Tigerzahn!" lobte Salomon, welcher darauf mit den angesehensten Juden den capitalen Plan berieth.

Man fand ihn in der That als den besten und beschloss, ihn auch auszuführen.

„Dass ihr aber nix plappert aus wie die alten Weiber!" mahnte Salomon, welcher schließlich vorschlug und auch damit Billigung fand, dass alle Anwesenden in seine Hände das heilige Versprechen abzulegen hätten, keine Silbe von dem Gesprochenen zu verrathen.

Alle gelobten Stillschweigen, worauf auch Salomon sein Versprechen in die Hand eines Anwesenden leistete. Die Verschwörung gegen die Christen der Stadt war also unter Stimmeneinhelligkeit

angezettelt, doch fand man es für gut, in Barruchs weitläufigem Hause noch öfters geheime Berathungen zu pflegen, wie im einzelnen der Plan am besten auszuführen sei. Man besprach alles bis ins Kleinste und vertheilte die entscheidenden Rollen an die handfestesten und kühnsten Leute. Barruchs Tochter, die schöne Esther, deren Charakter ganz zu ihren Gunsten von dem der übrigen Juden abstach, war durch die Geheimthuerei und die öfteren Zusammenkünfte der Juden in ihres Vaters Hause sehr neugierig geworden. Eben war sie wieder in den Garten gegangen, in dessen hintersten Theile die Hebräer in einer versteckten Stube berathschlagten und die Köpfe zusammensteckten. Esther wäre um alles in der Welt gern hinter das Geheimnis gekommen und gab sich alle erdenkliche Mühe, etwas zu erhaschen, doch vergebens, denn ihre Glaubensgenossen waren durch mehrere Thüren abgesperrt, so dass man kein Sterbenswörtchen vernehmen konnte. Eines Tags traf die schöne Esther, die neugierige Späherin, mit einem jungen Manne zusammen.

„Ah, Guntram, du bist's! Ich grüße dich von Herzen!“ rief sie, ihm freudig die weiche Hand reichend.

„Und ich freue mich, in deine schönen Augen wieder sehen zu können, Esther!“ sprach dieser.

Es war niemand anderer, als Guntram Schwertberg, ein christlicher Kaufmannssohn der Stadt, der mit der schönen Jüdin einen Liebesbund ge-

schlossen hatte, den er trotz der vielen Hindernisse und trotz der Weigerung seiner Eltern vor dem Altare seiner Kirche für's Leben einsegnen lassen wollte. Man klagte sich gegenseitig den Herzenskummer und schied endlich. Als Esther wieder einmal ihre Spähungen aufnahm, sah sie aus der versteckten Stube einen Mann heraustreten. Schnell schlüpfte sie, um nicht bemerkt zu werden, in ein Versteck und bemerkte, wie der Mann nach kurzer Zeit wieder in das Gemach zurückgieng. Neugierig gieng Esther nach und fand zu ihrer Freude die erste Thür offen, da sie der Unvorsichtige in der Eile zu schließen vergessen hatte. Leise trat die Neugierige in die weite Vorstube und konnte nun an der Thüre manches hören, was nicht für ihr Ohr berechnet war. Ohne an das Schmähliche des Horchens zu denken, lauschte sie längere Zeit und erfuhr das entsetzliche Geheimnis.*) Esther war schreckensbleich geworden, und ihre Glieder zitterten, doch hatte sie noch so viel Kraft, um den Ort zu verlassen. Als sie sich von dem Entsetzen erholt hatte, lief sie spornstreichs zu Guntram.

„Guntram, mein Theurer, ich hab' dir Furchtbares zu melden!" rief sie ihm mit zitternder Stimme zu.

„Um Gottes Willen, Esther, was hast du? dass du so schreckensblass bist?" frug er in großer Besorgnis.

---

*) Die Verschwörung der Juden sowie die spätere That der Christen sind historisch.

„So hör's, das Furchtbare. Du sollst nächstens sterben, Guntram, sterben, hörst du?“ platzte sie bebend heraus.

Guntram zuckte betroffen zusammen.

„Ich soll nächstens sterben? Bist du bei Sinnen? Wer hat dir das gesagt?“ frug er sie mit Blicken, als ob er für ihren Verstand fürchte.

„Kannst du mir einen heiligen Schwur leisten, dass du mein Geheimnis und mich niemandem verrathen wirst? Denn das wäre auch mein Verderben!“ flehte sie händeringend.

„Esther, sag mir, bist du bei gesunden Sinnen, oder hast du plötzlich von schwarzem Verderben geträumt? Haben wir uns nicht erst seit kurzem frisch und wohl getrennt? Wie können dir plötzlich solche Gedanken kommen?“ rief er erregt aus.

„Erinnerst du dich noch, dass ich dich bei unserem letzten Zusammensein auf die geheimen Versammlungen meiner Stammesbrüder aufmerksam machte, dass du meiner Besorgnis spottetest und der Meinung warest, sie würden wahrscheinlich berathen, wie sie die Christen wieder auf eine noch raffiniertere Weise „anschmieren“ könnten, damit ihnen weder Amtmann noch Pranger etwas anhabe?“ frug Esther.

„Oder hast du dich unterdes eines Besseren belehrt und aus der Berathung deiner Brüder etwas anderes herausgehört?“

„Schwöre mir zuerst, mich und das Geheimnis nicht zu verrathen!“ drängte sie.

Guntram versprach endlich der drängenden Esther, kein Wort von ihrem Geheimnisse zu sagen.

„Vernimm also das Furchtbare und rette dich, so lange es Zeit ist!“ rief Esther, ihm die Verschwörung ihrer Stammesgenossen mittheilend.

Guntram fuhr bei der Schreckensbotschaft entsetzt auf, denn solch Ungeheuerliches hatte er nicht erwartet, doch hatte er sich bald gesammelt.

„Ha, der Plan soll der Brut nicht gelingen, sondern sie sollen selbst in die Grube fallen, die sie uns graben wollen!“ schrie er wüthend auf.

„Ich beschwöre dich bei Gott, sage mir, was du vor hast!“ flehte sie angstvoll.

„Was ich vorhabe? Die Christen will ich warnen und retten, die Juden aber der verdienten Strafe zuführen!“ platzte er zornig heraus.

„So willst du dein gegebenes Wort brechen?“ frug sie schreckensbleich.

„Davon kann keine Rede sein, Esther, denn da hier das Leben Tausender meiner unschuldigen Brüder am Spiele steht, so kann mich mein Wort nicht mehr binden, das ich nicht gegeben hätte, wenn ich gewußt, um was es sich handelt.“

„O du Meineidiger, du Treuloser!“ rief sie aus.

„Beruhige dich, Esther, Gott wird mir das Versprechen, das du mir abgerungen, nicht als gebrochen anrechnen, da es gilt, die Unschuldigen zu retten!“ erklärte er.

Esther bat und flehte, vergebens, Guntram blieb dabei, dass er den Christen die Sache mittheilen und die Juden verderben werde.

„Nur du, Esther, sollst der Strafe entrinnen, da du uns alle gerettet!“ sprach er entschlossen.

„Guntram, ich schwöre dir, dass, wenn du meine Stammesgenossen vernichtest, meine Liebe zu dir erloschen ist und du nur auf's Gegentheil rechnen kannst!“ sagte sie mit finsterer Miene.

Guntram achtete dieser Drohung nicht, sondern brachte Esther in Sicherheit und gab ihr noch das Versprechen, dass er trachten wolle, wenigstens ihre Eltern und Verwandten aus dem Verderben zu retten. Er ließ Esther gut bewachen, damit sie nicht entfliehe und die Juden warne. Unterdess hatte er den Christen den Anschlag mitgetheilt, worauf sich diese verschworen, keinen Hebräer lebendig aus der Stadt entrinnen zu lassen.

So kam der Tag, dem der hl. Abend folgte, und die ganze Judenschaft war zum Schlage gegen die Christen gerüstet. Da trat etwas Schreckliches ein, indem die Christen bis an die Zähne bewaffnet in die Judenhäuser eindrangen und alles, was hebräischen Stammes war, niedermetzelten. Bis zum Abende dauerte das entsetzliche Hinmorden, wobei weder Weib noch Kind verschont blieb, bis endlich der letzte Israelit beim sogenannten Judenthörl geendet hatte. Nur Esther wurde gerettet; ihre Anverwandten hatte Guntram trotz seiner Bemühungen nicht dem Ver-

derben entziehen können. Die Gerettete floh alsbald weit weg von der Stätte des Schreckens und hatte für ihren Guntram nur noch ein Gefühl des Grauens und Abscheues, indem sie ihn als den Mörder ihrer Stammesgenossen anklagte, ohne zu bedenken, dass gerade durch ihren Verrath die Juden gefallen waren. So hatte sich der Pfeil, den die Judenschaft gegen ihre Feinde abschnellen wollten, gegen ihre eigene Brust gerichtet.

Es heißt, dass, wenn sich der Bluttag jährt, die Geister der Erschlagenen ihre Klagelaute ertönen lassen.



24. Wie's einem Minnesänger ergieng.



Auf romantischer Bergeshöhe, auf steilem Felsenspitze bei Judenburg hauste der liederfrohe Minnesänger Ulrich aus einem sehr alten berühmten

Geschlechte. Schon damals — um die Mitte des 13. Jahrhunderts — soll die Burg, eine der festesten und kühnsten im Lande, über 1200 Jahre alt gewesen sein, rühmt man ihr doch nach, dass sie lange vor Christi Geburt erbaut und römischen Ursprungs sei. Die Feste hatte eine unvergleichliche Lage, und ihre starken Mauern schienen mit den Felsen verwachsen und leisteten wie eine natürliche Schutzwehr jedem feindlichen Ansturme Widerstand. Weit und breit konnte man von der Burg, die ober der Mailänderstraße lag, ins grüne, schöne Land hinauslugen, alle Straßen übersehen und die herankommenden Feinde und Handelszüge schon von Ferne erblicken. Hier dichtete Ulrich seine frohen, gemüthvollen Lieder, umrauscht von Waldesluft und entzückt von würzigem Tannenduft, und hier erklangen die Weisen seiner Dichtungen unter der Begleitung süßer Saitentöne. Glänzende Feste und lärmende Turniere gab er den kampffreudigen Rittern der Nachbarschaft in Menge, denn er übte Gastfreundschaft und edle Ritterlichkeit und war überhaupt ein Muster edelmännischer Bildung, des Minnedienstes gar nicht zu gedenken, der in Herrn Ulrich seinen begeistertesten Vertreter hatte. Denn galt es, für eine Dame einen Speer zu brechen, sie zu vertheidigen oder ihr Lob zu gewinnen, so war er gewiss der erste in den Turnierschranken und rannte jeden Gegner nieder; oder galt es, zu Ehren einer Schönen einen holden Sang zu ersinnen, oder ein

gefährliches Abenteuer zu bestehen, so zögerte er nicht, seine Aufgabe durchzuführen. Freilich schmollte oft die liebwerte Ehegemahlin, welche auf der herrlichen und mächtigen Frauenburg ob Unzmarkt, nicht weit von Judenburg, saß, wenn der allzu flotte Ulrich der tollen Streiche zu viele ausführte. Doch der liebenswürdige Gemahl wusste die trüben Wolken auf der Stirne seiner edlen Gemahlin sowie ein im Anzuge begriffenes Donnerwetter bald durch ein minnigliches Liedlein ihr zu Ehren und durch munteres Geplauder zu verscheuchen, so dass sie ihm wirklich nicht lange böse sein konnte. Oft zog es auch den abenteuerdurstigen Minnesänger zu Kampf und Turnieren in die Ferne, so dass beim Auszuge die Burg unter dem Gewieher der stattlichen Streitrosse, unter dem Bellen der Rüden, dem Schmettern der Hörner, dem Klirren der Waffen und dem Rasseln der Zugbrücke erdröhnte. Frisch und froh, keck und kühn gieng's dann in die schöne weite Welt hinein, Ehrengaben, Minnesold und Kampfesruhm gewinnend. Hei, war das dann ein Leben so frei und ungebunden, wechselnd in Leid und Freud, in Waffenstreit und in süßer Ruhe froher Feste! Einmal zog Herr Ulrich gar als Frau Venus verkleidet, so dass ihn niemand als stahlgepanzerten Ritter zu erkennen vermochte, von Venedigs lieblichem Strande mit prächtig reichem Gefolge gegen Norden, gleich der aus der See auftauchenden Liebesgöttin, die ihren Zug über Thal und Berg nimmt, die Herzen zu

erobern. Auf jeder Burg kehrte er ein, reicher Bewirtung und köstlicher Ehren sicher, und überall forderte er die streitlustigen Ritter, wo er sie traf, zum Kampfe heraus und errang Siege über Siege. Auch die süße Minne und der frohe Sang ward dabei sehr emsig gepflegt und manches kühne aber auch so manches lächerliche und klägliche Abenteuer bestanden. So kam der edle Ritter mit seiner glänzenden Begleitung bis nach Wien, ja bis weit nach Mähren hinein, wobei seiner wieder prunkende Feste, ritterliche Turniere, die Ehrung durch schöne Frauen und Minnesold in Menge harrten. Das waren Ulrichs schönste Tage, die aber wie alles nur zu schnell dahinschwanden.

Ulrich hatte wieder auf der Frauenburg ein köstliches Fest gegeben, woran viele Freunde und Nachbarn theilgenommen. Die Freude war verrauscht, und die alltägliche Ordnung auf der Feste eingekehrt. Man muſste nun wieder an das ernste Waffenspiel denken, denn man lebte ja im Interregnum, in der kaiserlosen, schrecklichen Zeit, wo sich jeder nur auf die Stärke der eigenen Faust verlassen konnte, weshalb die Uebung in Führung der Waffen nicht aufhören durfte.

Pilgrin von Garosse und Weinolt, zwei mindere Ritter, die als Ulrichs Freunde das Fest mitgemacht hatten, saßen eben, nicht weit von ihren kleinen Edelsitzen entfernt, im Schatten einer Schänke, die vollen Humpen vor sich. Die Sonne lachte mit

vollem Gesichte vom blauen Himmel ins herrlich grüne Thal herunter und meinte es gerade an dem Tage mit ihren wärmenden Strahlen zu gut.

„Heil dir, Freund Garosse!“ rief soeben Weinolt seinem Genossen zu, den schäumenden Humpen ergreifend und einen gar gewaltigen Schluck machend.

„Sieg und Freude meinem Weinolt!“ gab der Angesprochene seinem Gefährten Bescheid, ebenfalls einen tiefen Zug machend und dann vor Vergnügen mit der Zunge schnalzend.

„'S ist halt ein gar zu kühles, gutes Tröpfchen, nicht wahr, Pilgrin?“ meinte Weinolt, auf seines Freundes Wohlbehagen anspielend.

„Das möcht' ich meinen, 's thut einem ordentlich die Hitze im Inneren löschen und bringt wieder Leben in den von der Sonne verbrannten Leib,“ sagte der andere, sich den Schweiß von der Stirne wischend.

„Mir brennt heut' noch der Kopf von Ulrichs gestrigen Feste, und da thut einem ein kalter Schluck doppelt wohl.“

„Hast halt gestern zu viel in den feurigen Burgunder geguckt, und da ist's kein Wunder, wenn's jetzt noch in deinem dicken Schädel spukt,“ foppte Pilgrin.

„Und ich glaub', dass sich Ulrich über deine gestrige Mäßigkeit gerade nicht beklagen kann, denn

der Nagelproben hast du mehr als ich gemacht,“ entgegnete Weinolt schlagfertig.

„Erhitze dich nicht mehr, als nöthig ist, und sag mir lieber, wie man’s Ulrich, unserem reichen Freunde, nachmachen könnte,“ meinte Pilgrin, dem Gespräche eine andere Richtung gebend.

„Du meinst, wie man so herrlich in Freuden und Pracht leben könnte? Da hast du mir gelassen eine große Frag’ gestellt,“ sprach Weinolt.

„Eine Frage, die vielleicht zu lösen wäre und auch bald gelöst sein muss, denn der mager’n Zeiten — der Henker hole sie — bin ich bei meinem Schwerte satt!“ raisonnierte Pilgrin, zornig mit der Faust auf den schweren Eichentisch schlagend, dass die Humpen klirrten.

„Der mager’n Zeiten bist du satt? Dass sie so mager wären, säh’ man deinem runden Bäuchlein wohl nicht an,“ höhnte Weinolt.

„Scher’ dich zum Kukuk fort mit deinen dummen Witzen!“ fuhr Pilgrin zornig auf.

„Dann hättest du ja keinen Freund und Zechgenossen!“ spöttelte Weinolt.

„So bleib’ und rathe nur, was wir nun zu thun haben, dass wir wieder auf die Beine kommen.“

„Fleißig pürschen sollen wir nach Bären, Hirschen, nach Ebern und nach Rehen, und das Fell sowie das zarte Fleisch dann Ulrichen verkaufen!“ konnte sich Weinolt nicht enthalten, weiter zu höhnen.

„Deines Spottes bin ich wahrlich satt.“

„So versuchen wir's halt, wenn dir der Rath nicht passt, an Wegen uns zu lagern, den reichen Handelszügen aufzulauern und die schweren Lasten ihnen freundlich abzunehmen,“ fuhr Weinolt fort.

„Als ob dir's unbekannt schon wäre, dass wir viel schwächer sind, als die reichen Handelsleute, die in der kaiserlosen, wilden Zeit mit mächtig starkem Sicherheitsgeleit auf ihre Märkte ziehen,“ sagte Pilgrin.

„Fürchtest du die blutigen Striemen?“

„Hab' mir der blauen Flecke schon überviel geholt und keinen Heller noch davon gehabt,“ klagte Pilgrin verdrossen.

„Jetzt wird ein bess'rer Rath mir wirklich theuer!“ brummte Weinolt, wieder in den Humpen schauend und sich stärkend, als ob er sich da Rath holen wollte.

„Ich glaub', wir finden's noch!“ tröstete der andere.

„Wir? sagst du, da soll es besser heißen: ich, denn aus deinem Schädel ist noch nicht viel Klugheit ausgegangen,“ meinte Weinolt überlegen.

„Den Stein der Weisen hast du auch noch nicht entdeckt!“

„Ich hoff' ihn aber zu entdecken!“ prahlte Weinolt.

„So sprich, wo er zu finden ist!

„Ich wüsste wohl, aber —,“ stockte Weinolt.

„Was, „aber“? Ich zerhaue jedes „aber“ mit dem Schwerte!“ drängte Pilgrin entschlossen.

„Du weißt, unser Freund Ulrich hat der Güter

viele —" that Weinolt geheimnisvoll, das Wort Freund merkwürdig betonend.

„Das weis ich wohl. Was weiter?"

„Besonders Frauenburg ist eine herrlich schöne Feste!" that Weinolt etwas deutlicher.

„Nun heraus, zum Donnerwetter, mit deiner Heimlichthuerei, denn du spannst mich auf die Folter!" rief Pilgrin in höchster Ungeduld.

„Und Ulrich ist ein überspannter Ritter, der so viel Güter gar nicht nöthig hat und den vielen Reichthum gar nicht zu gebrauchen weiß," erklärte Weinolt.

„Wo steuerst du hinaus?"

„Du Dummkopf, hast du's nicht begriffen?" rief nun Weinolt über die Begriffsstützigkeit Pilgrins zornig.

„Ich wüsste nicht —"

„So höre! Frauenburg mit seinen schönen Gütern soll unser werden. Was schadet's auch, wenn wir dem „Freunde" eine Sorge weniger machen?" platzte endlich Weinolt heraus, sich zu Pilgrins Ohr neigend.

„Weinolt, Ulrich ist ja unser Freund!" rief Pilgrin halb bestürzt, halb empört über den Judasrath.

„Auch das gefällt dir nicht? Gut, so lassen wir das bleiben! Du aber fange an, zu fasten und lasse deinen Bauch zusammenschrumpfen!" spottete Weinolt.

„So war's nicht gemeint!"

„So hör' mich weiter! Wir brauchen Ulrich und den Seinen ja kein Haar zu krümmen, denn wir nehmen ja nur Frauenburg! Wir sammeln eine große Schar von Reisigen um uns, und überrumpeln Ulrich, der uns als Freunde ahnungslos in seine Feste lassen wird, mit unserer Uebermacht, der wir, wenn der Plan gelingt, gold'nen Lohn versprechen!" rückte Weinolt mit seinem Plan heraus.

„Wenn es nur nicht gerade Ulrich wäre!" wandte Pilgrin schwach ein, in dem sich doch ein kleines Gefühl rührte.

„So bleib' zu Hause auf der Ofenbank und trinke Wasser anstatt Wein," höhnte Weinolt.

„Versprich, dass Ulrich nichts geschehen soll, dann bin ich auch dabei!"

„Topp, es gilt!" rief Weinolt erfreut.

Die sauberen „Freunde" Ulrichs reichten sich die Hände zum Bunde wider ihren Wohlthäter.

* *
*

Bald darauf zog eine Schar bis an die Zähne Bewaffneter, deren Anführer Pilgrin und Weinolt waren, gegen die Frauenburg. Die Kettenhemden und Rüstungen rasselten, die Helmbüsche flatterten lustig im Winde, und die stattlichen Streitrosse wieherten frisch in den Tag hinein. Bald erscholl auch des Thurmwarts schmetterndes Trompetenzeichen, verkündend, dass Freunde nahen, worauf die mächtige Zugbrücke niederrasselte. Ulrich eilte den „Freunden" entgegen, sie nach Gebühr zu empfangen.

„Seid mir gegrüßt, ihr Wackern, auf der Frauenburg!“ rief er ihnen freudig darüber, wieder einmal Bekannte zu sehen, entgegen.

„Wir bringen gute Nachricht, Ulrich!“ rief Weinolt, das höhnische Lächeln nur mit Mühe unterdrückend.

„Will's auch hoffen,“ meinte nichtsahnend der Minnesänger.

Bald darauf reichten zarte Frauenhände den Gästen nach alter Rittersitte den Willkommstrunk im Ehrenbecher des Hauses, worauf es in die Festsäle der Burg über die Stiegen hinan gieng. Ein Wink von Weinolt, und seine Reisigen fielen hinterrücks über Ulrich her, entwaffneten ihn und banden ihm mit Blitzesschnelle die Hände auf den Rücken, wobei der sich wehrende Ulrich leicht verwundet wurde. Unterdes besetzte Pilgrin mit seinen Leuten die Burgausgänge und bewältigte leicht die überraschte Besatzung. Pilgrin begnügte sich damit, die Ueberwältigten fesseln zu lassen und schritt, als so mit kurzem Handstreiche die Feste gewonnen war, hinan in den Saal, wo Ulrich gebunden lag. Dieser war bei dem unverwarteten Ueberfalle durch seine eigenen Freunde ganz bestürzt geworden.

„Ha, was soll das? Ist's ein loser Streich von dir, Weinolt? Mache mich sofort frei!“ fuhr er diesen wüthend an.

„'s ist Ernst, voller Ernst, Ulrich, denn wir wollen jetzt zur Abwechslung einmal an deiner statt

auf der Frauenburg, wo's uns ausnehmend gefällt, die Herren spielen und dir die Sorgen ein wenig abnehmen," höhnte Weinolt in seiner gewohnten Weise.

„'s ist Wahrheit, volle Wahrheit?" frug Ulrich in höchster Bestürzung.

„Ich hab's bereits gesagt, diesmal hab' ich nicht gespaßt!" sprach Weinolt mit ernster Miene.

Nun war sich Ulrich seiner fürchterlichen Lage völlig bewußt.

„Pfui, dreimal pfui über euch Schurken und elenden Verräther, die ihr an den eigenen Freund Hand anleget! Doch habt Geduld, die Meinen werden diese schwarze That nicht ungerächt lassen!" rief er empört und in aufwallender Wuth an den Fesseln zerrend.

„Da seh einer, was uns der Freund Ulrich für Ehrentitel angedeihen läßt! Doch gemach, mein Lieber, die Deinen theilen mit dir das gleiche Los, und können für dich keinen Knochen rühren!" rief Weinolt.

„Weh mir, daß ich in die Hände solcher Freunde gefallen! Hätte ich nur meine Arme frei, mit Lust würde ich dein schwarzes Herz durchbohren!" klagte und wüthete der Gebundene.

„Strenge dich nicht zu sehr an, Ulrich, denn es ist vergebens," mahnte Weinolt.

Doch Ulrich tobte weiter.

„Schweig oder du hast's noch zu bereuen!“ fuhr ihn nun Weinolt an, ihm mit dem Schwerte drohend.

„Hau zu, Schurke, denn besser todt, als lebend unter solchen Freunden!“ schrie der Gefangene.

Weinolt zückte schon das Schwert, den Schmäher zu strafen, als ihm der starke Pilgrin in den Arm fiel.

„Halt, Weinolt, und füge zu unserer That nicht das Verbrechen, den gebundenen Freund getödtet zu haben, oder du hast's mit mir zu thun!“ brüllte er drohend.

Brummend steckte schließlich Weinolt das Schwert in die Scheide, da er einsah, dass es gerathen sei, hier nachzugeben.

„Ich hoffe, dass du's nicht mit Ulrich hältst!“ rief er unwirsch.

„Davon ist keine Rede, doch das Versprechen, Ulrichen zu schonen, das du gabst, musst du halten!“ rief nun Pilgrin trotzig werdend.

Man brachte den unglücklichen Minnesänger als Gefangenen in ein festes Gemach, behandelte ihn aber sonst ziemlich gut.

Beim Lärm der Waffen war Ulrichs Gemahlin, als sie die Lage überblickte, nicht wenig erschrocken. Die Besatzung wurde nicht ganz überwunden, denn es gelang noch rechtzeitig einigen wenigen, sich mit der Burgherrin zu retten.

„Fliehet, Herrin, so schnell als möglich, denn alle, auch Herr Ulrich liegen gebunden und wehrlos. Die Schufte könnten sich an Euch vergreifen!“

„O diese Niedertracht der Freunde!“ rief sie aus.

„Fort, fort, sonst seid Ihr verloren,“ mahnten jene.

Schnell gieng's nun durch ein verborgenes Hinterpförtchen, durch das man in kurzer Zeit die goldene Freiheit erreichte. Alle athmeten erleichtert auf.

„Gottlob, jetzt sind wir gerettet! Doch wehe Weinolt und Pilgrin, denn die Stunde der Rache wird auch ihnen schlagen!“ rief die fliehende Burgherrin, als sie sich in Sicherheit sah.

Es gieng nun der nahen Stammburg Ulrichs zu, wo man vorläufig vor aller Verfolgung sicher war. Hier sammelte die geflohene Burgherrin in aller Eile ihre und Ulrichs Freunde, mit Hilfe deren sie 300 Mann stark schon nach dem dritten Tage ihrer Flucht die Belagerung der Frauenburg vornahm, den Gemahl zu befreien.

Pilgrin von Garosse, der eine der verrätherischen Freunde des Minnesängers, war in großer Verlegenheit, da er eine so gewaltige Uebermacht vor sich sah, denn er fürchtete, dass man vor ihr trotz der Festigkeit der Frauenburg werde capitulieren müssen.

„Da sind wir ja in eine arge Falle gerathen, Freund Weinolt, und ich fürchte, dass wir in ihr

untergehen," sprach Pilgrin besorgt, auf die dichten sich um die Burg lagernden Feindeshaufen deutend.

„Was faselst du da von einer Falle und vom Untergeh'n? Ich sag dir, dass wir nirgends sicherer sind, als hier auf der Frauenburg," erwiderte Weinolt in übermüthigem Tone.

„Hast du den Verstand verloren, dass du so sprechen kannst?"

„Was nicht gar! Hab mich niemals bei klarerem Verstande gefühlt, als heute," behauptete Weinolt.

„Hast du also wieder einen hinterlistigen Plan ausgeheckt?"

„Getroffen, Pilgrin!" rief Weinolt triumphierend.

„So lass also hören!" drängte Pilgrin ungeduldig.

„Lass uns lieber handeln, Freund!" mahnte Weinolt in überlegenem Tone.

Er ließ alsbald den gefangenen Ulrich, der blass und vergrämt aussah, aus seinem Kerker holen und ihm einen Strick lose um den Hals schlingen, worauf er mit dem Gefesselten, das Seil emporziehend, ans Fenster trat, unter dem die Belagerer in stürmischer Eile ihre Vorbereitungen trafen.

„Kennt ihr den Mann da?" schrie er hinunter, nachdem er Ulrich ins Fenster gesetzt hatte.

„Ah, das ist ja unser Ulrich, der edle Ritter!" rief einer der Belagerer.

„Jawohl, das ist euer Ulrich, den ihr mit Sturm befreien wollt, was euch, ihr tapferen Recken, aber

nicht gelingen wird, denn, wenn ihr nicht gleich abzieht, so hänge ich ihn aus dem Fenster vor euern Augen heraus!“ brüllte Weinolt mit gewaltiger Stimme.

Die Belagerer, besonders aber Ulrichs Gemahlin erschracken, denn dieses hatten sie nicht erwartet.

„Schonet Ulrichs Leben, ich beschwöre Euch darum, Weinolt, bei allem, was Euch heilig ist!“ rief die Belagererin in flehendem Tone.

Weinolt lachte triumphierend, denn er hatte es dahin gebracht, dass seine Bedrängerin zur Bittenden und er, der Belagerte, zum Fordernden geworden war.

„Ich hab's Euch schon gesagt, dass Ihr Ulrichs Leben nur dadurch zu retten vermöget, dass Ihr von der Belagerung absteht und sofort abzieht!“ schrie er hinunter.

Die Belagerer waren in außerordentliche Aufregung gerathen, viele ließen Verwünschungen und Drohungen gegen den abgefeimten Weinolt vernehmen, während wieder andere zur Besonnenheit riethen.

„Gönnt uns wenigstens Zeit, auf dass wir uns berathen, was wir thun sollen!“ rief die Belagererin hinauf.

„Gut, Ihr mögt Euch besprechen, wie's Euch beliebt, doch sputet Euch, denn die Zeit drängt,“ gewährte Weinolt.

Ulrichs Gemahlin hielt nun mit den Ihren einen Kriegsrath, dessen Resultat der Beschluss war, lieber abzuziehen und den Gefangenen zu retten, wobei man bemerkte, dass sich ja noch andere Mittel und Wege finden lassen würden, Ulrich zu befreien und die frechen Räuber zu bestrafen.

„So wisset also, dass wir abziehen werden und dass Ihr gemäß Eurem Versprechen Ulrichs Leben zu schonen habt. Doch weh Euch, Weinolt, wenn Ihr nicht Wort halten solltet, denn wir würden in noch größerer Stärke wieder kommen und an Euch und Eurem Genossen schreckliche Rache nehmen,“ rief die Belagererin drohenden Tones hinauf.

Wirklich zogen die Belagerer bald darauf ab, und Ulrich war sammt seinen Bedrängern gerettet. Weinolt stieß ein übermüthiges Gelächter aus, als der letzte Feind vor der Burg verschwunden war.

„Hab' ich dir's nicht gesagt, Pilgrin, dass wir hier auf der Frauenburg sicher sind?“ rief er.

„Man muss dir's lassen, Weinolt, dass du's verstehst, dich überall aus der Schlinge zu ziehen,“ lobte Pilgrin bewundernd.

Doch aus der Schlinge hatten sich die beiden nicht für immer gezogen, denn obzwar Ulrich auf seiner eigenen Burg in Noth und Elend ein ganzes Jahr und drei Wochen als Gefangener lag, wobei er so manches süße Minnelied dichtete, so gelang es doch nach Ablauf dieser Zeit seinem lang erprobten

Freunde, dem Meinhard von Görz, ihn aus den Banden zu erlösen und die abgefeimten Herren auf Frauenburg zu bestrafen. Meinhard, der gleichzeitig Reichsverweser von Steiermark war, hatte durch diese wackere That Ulrichs Liebe nur noch mehr gewonnen. Ulrich trat nun wieder in eine stürmisch bewegte Zeit und ward das Oberhaupt jener Partei, die mit opfermüthiger Treue für Oesterreich und Steiermark kämpfte und welche sich von ihren Bestrebungen weder durch die Einflüsterungen der Baiern, noch auch durch das angebotene Gold der Ungarn abwendig machen ließ. Da geschah's, dass Ulrich, der viel Verfolgte, durch Friedrich von Pettau des Verrathes an seinem Könige Ottokar von Böhmen geziehen wurde. Auch viele andere steierische Edelherrn waren in Breslau vor dem Gerichte Ottokars erschienen, um sich von der gleichen Anklage zu reinigen.

„Man wirft Euch vor, edler Herr Ritter, dass Ihr der Hauptmann jenes steierischen Adels seid, der sich gegen mich und meine Herrschaft empören will. Nun sprecht und vertheidigt Euch vor mir und dem Pettauer, der Euch beschuldigt hat!" begann Ottokar in strengem, hochmüthigem Tone.

„Weh demjenigen, der es für gut befunden, mich bei Euch, meinem Herrn und Könige, zu verleumden, denn nichts als Lüge und Verleumdung ist Friedrichs Beschuldigung," entgegnete Ulrich empört.

„Glaubt ihm nicht, mein König, wenn er den Unschuldigen spielt, denn ich habe Euch die Beweise gebracht, die Ulrichs Schuld ergeben,“ klagte der Pettauer.

„Ich schwör's Euch bei meiner Ritterehre und Seligkeit, mein Herr und König, dass Friedrichs Klage falsch ist und dass er nur aus blinder Eifersucht mir das Verbrechen angedichtet hat,“ rief Ulrich feierlich.

„Das beweiset Eure Unschuld nicht, Herr Ritter!“ sprach Ottokar misstrauisch.

„So soll das Gottesgericht entscheiden zwischen mir und dem elenden Lügner!“ brauste Ulrich auf, wobei er dem Pettauer den Fehdehandschuh hinwarf.

„Wohlan, Ihr wollt es so, der Kampf soll entscheiden!“ rief der Geforderte, den Handschuh aufhebend.

Der Kampf, der alsbald aufgenommen wurde, entschied zwar zu Ulrichs Gunsten, doch ließ Ottokar trotzdem den durch das Gottesgericht Gereinigten mit den übrigen Beschuldigten einkerkern. So saß der Minnesänger wieder einen vollen Monat in qualvoller Haft, musste darauf seine herrlichen Burgen und festen Bollwerke an König Ottokar abtreten, seine Kinder zum Pfande lassen und verlor auch sonst viel von seiner Habe. Sodann ließ Ottokar — es war im Jahre 1269 — Ulrichs Stammburg

zerstören, die von dieser Zeit an als Ruine in Schutt und Trümmern liegt.

Des Minnesängers Bedränger aber sollen auf der Frauenburg hie und da herumrumoren, weshalb es auf der Ruine zu Zeiten nicht geheuer ist.



25. Frohnleiten. Volksbräuche und Aberglauben.



Das prächtige Murthal abwärts fahrend gelangen wir bei Frohnleiten in einen reizenden Thal=kessel, den der ungemein freundliche Ort von einer

Höhe aus beherrscht. Hier wandelt uns die Lust an, länger zu bleiben, um die schöne Gegend genauer kennen zu lernen. Durch eine Pappelallee gelangen wir über die dunkle, wildrauschende Mur durch ein alterthümliches, enges Thor, genannt Tabor, hinan. Der langgedehnte Platz des Ortes ist wieder eine prächtige, breite Allee. Und wenn wir's noch nicht wissen, so hören wir's jetzt, dass wir in einem Curorte angelangt sind, wo im Leben der erholungsbedürftigen Fremden die Curtaxe eine minder angenehme Rolle spielt. Das Gebiet der Promenaden betretend, die weit in die Wälder hineinreichen, dehnt sich unsere Brust beim Einathmen der köstlichen Feld- und Wiesenluft. Lange Reihen von Obst- besonders aber von Aepfelbäumen ziehen sich an den Wegen dahin, wo wir auch öfters hinter dichtem, schattigem Gebüsch murmelnde kühle Quellen entdecken. Fast bei jedem krystallklar sprudelnden Brünnlein sehen wir an großen Steintafeln in goldenen Lettern allerhand Inschriften, die uns die Namen der Brunnen, so die Thatkrafts- und Freundschaftsquelle, den Lorenzborn und andere nennen. So steigen wir weiter und sind allmählig auf eine Höhe gekommen, wo sich uns eine hübsche Aussicht bietet und uns die rauschenden Hallen des Waldes mit ihrem würzigen Dufte empfangen.

Im wohligen Schatten, und Ausblicke genießend, gelangen wir schließlich zum reizend gelegenen Schloß „Weier,“ dessen alterthümliche Formen noch an den

lauschigen Arkadengängen und den Thürmchen kenntlich sind. Hier hauste in längstvergangenen Zeiten der starke und heldenmüthige Orden der Tempelritter, welche sich aus einem Kriegszuge in der Schweiz einen Riesen mitbrachten, namens Hans Schnitzer. Diesen Mann, der von unwiderstehlicher Tapferkeit im Kampfe war, konnten die kriegerischen Templer bei ihren Feldzügen und bei der Vertheidigung ihrer Burg recht gut brauchen, denn Schnitzer nahm's, wenn nöthig, auch mit Zehnen allein auf und hieb alles mit seinem Schwerte kurz und klein nieder. Natürlich speiste er aber auch im Verhältnisse zu seinen Kraftleistungen, indem er täglich ein ganzes Kalbl aufaß, freilich nicht mit Haut und Haaren, — denn die wären ihm ja in seinem großen Magen liegen geblieben —, sondern im gebratenen Zustande. Die Tempelritter kamen ob dieses Riesenappetites des Kalblfressers, wie man ihn nannte, des öfteren in gar arge Verlegenheit und mussten berathschlagen, woher denn die vielen Kalbl zu nehmen seien? Doch Hans wollte mit Rücksicht auf seine Arbeit gut und kräftig verpflegt sein, und so musste stets für ausgiebiges Fleisch gesorgt werden. Als nun endlich der tapfere Recke Hans Schnitzer den Appetit verlor und zu seinen Vätern versammelt wurde, wo's keinen blutigen Streit mehr gab, da trugen ihn die Templer klagend nach dem nahgelegenen uralten Kirchlein Adriach, woselbst man den todten Haudegen, der mit seinem grimmen Stahle

so manchem Feinde das Lebenslichtlein ausgeblasen, in einer Ehrengruft bestattete. Hier hat wohl der unruhige Geist seine verdiente Ruhe gefunden.

Der Curort Frohnleiten bietet gar vieles, was anderen modernen Sommerfrischen fehlt, nämlich eine fast idyllische Ruhe, da die Anzahl der Badegäste nur gering ist, und er bietet ferner trotz der Güte des Gebotenen mäßige Preise. Dabei ist alles rein und nett, und die Bewohner sind sehr zuvorkommend. Die Saison beginnt hier schon im Mai.

Zur Feuerweihe am Ostersamstage bringen die Landleute nach Frohnleiten Schwämme mit, die sie an das vor der Kirche angezündete, geweihte Feuer halten und auf diese Weise ebenfalls weihen. Dieser Schwamm wird gut aufgehoben und bei einem ausbrechenden Gewitter ein Stücklein davon ins Feuer des Herdes gelegt, was das Einschlagen verhüten soll.

Die Weihe verschiedener Sachen, hauptsächlich aber von Lebensmitteln findet gemäß einer weitverzweigten Sitte am Ostersonntag ihre Fortsetzung in der Kirche. Denn zu Ostern, wo mit der Auferstehung Christi auch die Natur zu frischem, fröhlichem Leben wieder erwacht, fühlt sich das Volk gedrungen, das, was es an diesem frohen Feste essen wird, dem kirchlichen Segen zu unterziehen. Besonders Fleisch wird zur Weihe gebracht, da es jetzt, nach der langen Fastenzeit, wo die Landleute zumeist nur

Mehlspeisen genossen haben, wieder zu Ehren kommt. So bringt denn jeder seinen Korb mit Rind-, Schweine- und Kalbfleisch, mit Guglhupf und Getreide, so dass sich ein förmliches Marktlager ausbreitet. Von diesem „Weihfleisch“ werden Theile an die Hausgenossen vertheilt, und jeder ißt sich an demselben, das ihm nun als förmlicher Leckerbissen erscheint, gründlich satt. Auch die Wirtsleute vertheilen an ihre Stammgäste Stücke davon, kurz alles findet sich am Ostersonntage fröhlich zum Schmause beim Weihfleische zusammen. Ja, wer an diesem heiligen Tage nichts davon gegessen hat, der glaubt wirklich, er werde das Jahr nicht überleben.

Ist der Ostermontag gekommen, so beginnt erst das rechte Vergnügen, denn am vorhergehenden Tage, den man wegen seiner Ehrwürdigkeit im ganzen und großen in der Kirche und zu Hause gefeiert, sind rauschende, weltliche Feste verpönt. Am Montag Nachmittag also vergönnt man sich Erholung, indem man nach dem Muster der Jünger „nach Emaus,“ d. h. außerhalb des Ortes geht.

In Frohnleiten, oder vielmehr in der Umgebung wird der auch anderorts noch vielfach bestehenden Gewohnheit des sogenannten „Maibaumstellens“ gehuldigt. Das Aufsetzen geschieht regelmäßig in der Nacht des letzten Aprils und zwar zumeist vor jenem Gasthause, wo sich ein hübsches Dirnlein befindet. Die Burschen, die auf das Mägdlein ein Auge geworfen haben, wollen ihm nämlich mit dem Mai-

baum eine Freude bereiten und ausdrücken, dass der holde Wonnemonat, in dem die zarte Liebe in den Herzen sprosst, da ist. Nachdem der Baum schon vorher gerichtet, abgeschält und aufgeputzt worden ist, bringen ihn die Burschen in jener Nacht zu einer Stelle vors Wirtshaus und pflanzen ihn in aller Stille auf, denn es ist eine Hauptsache, dass niemand in dem Hause etwas davon erfahre. Wenn in der Früh die Wirtsleute aufstehen und den prächtig geschmückten Baum vor'm Hause sehen, so ist die Ueberraschung, besonders des schönen Dirnleins eine um so größere. Der Gipfel des Maibaumes, der bis Ende des Wonnemonates stehen bleibt, ist oft mit Geldstücken, gefüllten Weinflaschen, Tücheln und dergleichen behangen. Wer die Höhe erklettert, der kann sich ein Stück nehmen und bekommt dazu noch als Prämie vom Dirnlein ein seidenes Tüchlein oder eine andere Kleinigkeit. Dem Wirte ist freilich bei aller Ueberraschung die Sache auch ärgerlich, denn er muss die Burschen für das Aufstellen des Maibaumes freihalten und auch noch Prämien zahlen. Sodann vergeht der erste Mai unter Sang und Klang.

Wer eine Krankheit hat, der kann sie bannen, indem er aus seinem Hemde ein Stück herausschneidet und in das Loch eines angebohrten Baumes steckt. Die Oeffnung muss dann mit einem Zapfen verstopft werden, damit die Krankheit nicht etwa wieder zum früheren Besitzer komme. Stirbt nun

dieser, so muss nach der Volksmeinung seine Seele zur Strafe für das Bannen an der Stelle des Baumes haften bleiben, bis sie jemand erlöst. So passierte es auch dem buckeligen Jogl, der sein Fieber in einen Baum gebannt hatte: sein Geist blieb nach seinem Tode an diesem Baume hängen. Da fuhr kurz nach der Beerdigung der Schul-Wastl an der Stelle mit ein Paar Ochsen vorbei. Der Wastl pfiff sich eins vor, knallte mit der Peitsche, kurz war guter Dinge. Da blieben auf einmal die Ochsen stehen, schnüfelten ängstlich in die Luft und stierten wie gebannt auf einen neben dem Wege stehenden Aepfelbaum.

„Hü, ihr Rabenviecher! Was habt's denn da herumzustarr'n?“ schrie der Wastl zornig.

Doch die Viecher waren nicht weiterzubringen, sondern stierten nur fortwährend auf den Apfelbaum. Da hielt sich der Wastl nicht länger, sondern hieb mit der Peitsche drein, was er konnte. Vergebens, die Ochsen sprangen wohl mit den Hinterbeinen in die Höhe, nach der Seite hin ausschlagend, giengen aber keinen Schritt weiter.

„'S ist mir unbegreiflich, was die Mistviecher haben!“ brummte er erstaunt.

Drauf versuchte er es in Güte, indem er sie besänftigend auf den Rücken und den Hals klopfte. Doch alles umsonst. Wastl wurde die Sache zu dumm, er kehrte um, und nun hätte man die Ochsen

sehen sollen, wie sie davonrannten, da es dem Stalle zugieng.

Aehnlich ergieng's einem zweiten Bauern, so dass die Dorfleute in helle Verwunderung geriethen, da sie nicht wussten, was denn beim Apfelbaume los sei.

„Ich hab's, Leutl, ich hab's," meinte da der Dorfbader. „Habt's denn nit g'hört, dass der buglete Jogl, wie er noch am Leben war, sein Fieber in den Aepfelbaum verbannt hat?"

„'S ist schon so. Was geht aber das die Ochsen an?" frug man neugierig.

„Was das die Ochs'n angeht? Des Dummköpf'! Wisst's denn nit, dass die Seel vom Jogl am Apf'lbaum' pick'n blieb'n is, dass sie die Ochsen g'seh'n und sich g'schreckt hab'n?" frug der gescheidte Bader.

„Was d' nit sagst! Wär's möglich?" frugen die Leute wieder.

„'S ist nit nur möglich, sondern wirklich so," betheuerte auch ein altes Weib, „und 's ist immer so gewes'n."

Nun erst glaubte man die Ursache zu wissen, warum sich die Ochsen beim Apfelbaume so störrisch benommen. Es fanden sich bald einige, die mit Geistern umzugehen verstanden, nämlich: der erwähnte Bader, die Hebamme und der Dorfschneider, welche durch Segenssprüche und Gebete die am Apfelbaume baumelnde Seele des buckeligen Jogl erlösten. Bei der

Aufregung hatte sich aber der Bader selbst das Fieber geholt, das er weder hinwegbadern konnte, noch zu bannen sich getraute.

Will jemand seinem entfernten Freunde seine Gedanken mittheilen, so ist das auch ganz einfach möglich. Doch muss der erste von dem zweiten drei Tropfen Blutes in seinem Arme haben und dieser wieder umgekehrt von jenem. Wenn nun der eine seinem entfernten Sympathiegenossen ohne Telegraph, Post oder Telephon schnell etwas mittheilen will, so muss er einige Minuten sehr eifrig an ihn denken und dreimal seinen Namen nennen, worauf letzterer sofort weiß, was ihm sein Freund übermitteln will. Man heißt dies „Telegraphieren," und der Mann, der mir davon erzählte, versicherte mir steif und fest, dass dies vorkommen könne. Außerdem zeigte er mir sein Zauber- und Beschwörungsbuch, welches allerhand geheimnisvolle Zeichen, schreckliche Figuren, Formeln und Unterweisungen im Bannen von Geistern und auch den nöthigen Spruch zum Telegraphieren enthielt.



26. Ruine Pfannberg und ihre Schätze.



Im Süden von unserer Curstadt erblicken wir auf der einen Seite der Mur Schloss Raben-stein, dessen kühne Lage im Vereine mit dem düsteren

Namen, der eigentlich Raubenstein lauten sollte, auf eine interessante Vergangenheit der Burg schließen läßt — auf der anderen Seite des Flusses aber, auf einem grünen Berge thronend, sehen wir die Ruine Pfannberg, deren romantische Lage und Stattlichkeit uns sogleich anzieht. Wir klimmen den steilen Weg durch kühlen Waldesschatten hinan und kommen zu einem großen Hause, dem ehemaligen Maierhofe, von wo ein dienstbarer Geist uns zur Burg des einst so mächtigen Rittergeschlechtes der Pfannberger führt. Wir treten durch ein Thor in einen Hof, wo üppiges Gras wuchert, gelangen dann durch einen zweiten Eingang, der etwas höher liegt und den ehemals ein Thurm von runder Gestalt bewehrte, in einen anderen Hof, wo wir nunmehr mitten in der Burg stehen. Zerfallen und zerbrochen liegt diese vor unseren Blicken da, die Stürme der Jahrhunderte sind darüber hinweggefegt und haben das Gefüge des eisenfesten Baues gelöst. Stumm und verlassen liegt der Burghof, wo sich dereinst die Ritter tummelten, wo die Waffen klirrten, die Hörner lustig schmetterten und die Jagdrüden bellten. Ein uralter Römerstein, möglicherweise von einer hier bestandenen Zwingburg stammend, liegt im Thorgemäuer eingefügt, ein Stein, der drei Köpfe theils beschädigt darstellt. Auch Ueberreste gothischer Bauart findet man in den spitzigen Bögen. Ueber Schutt und Gras, an zerfallenen Mauerresten vorbei geht's zum alten Saale, dessen Decke fehlt und

dessen noch spärliche in grellen Farben prangende Wandmalerei durch ein schlechtes Holzdach geschützt ist. In diesen farbenreichen Bildern haben wir noch echte mittelalterliche Kunst vor uns, die inmitten des Zerfalles einen umso größeren Eindruck macht. Wir bemerken noch an den Mauerresten die verschiedenen Abtheilungen der ehemaligen Burg und steigen schließlich, nachdem der Pförtner uns die gewaltige Thüre geöffnet, in den riesigen Wartthurm über eine schwankende Stiege. Endlich oben angelangt, bleiben wir ganz überrascht stehen vor dem reizenden Panorama, das sich hier bietet. Im Thale zieht sich das gleißende Band der Mur durch üppig grüne Auen mit dem freundlichen Orte Frohnleiten und den herumliegenden hübschen Ortschaften. Fruchtbare Felder breiten sich aus und wechseln mit kleinen Wäldern von Obstbäumen ab, während an den bald sanft, bald wieder steil ansteigenden Hügeln einsame Gehöfte und Almhütten aus dem herrlichen Grün hervorgucken. Im Hintergrunde bemerken wir hohe kahle Berge, die oben mit Schnee bekleidet sind und deren Wände grau zerrissen abfallen.

Nachdem sich der Fremde an diesem Bilde der Natur satt gesehen, geht's wieder durch den unheimlichen Thurm hinab, in dessen Tiefe sich dereinstens das heimliche Gericht mit der gefürchteten eisernen Jungfrau befand. Ein schwarzes Panier mit drei weißen Schleiern wehte ehedem von der Thurmspitze als Abzeichen der Besitzer, welche zu Beginn des

13. Jahrhundertes sehr viele Güter besaßen, während die Glanzperiode der Burg erst in die folgende Zeit des Interregnums, in die kaiserlose, schreckliche Zeit fällt. Die Grafen von Pfannberg kämpften dann als tapfere Recken an der Seite Rudolfs von Habsburg, besonders Heinrich von Pfannberg, dessen fast ans Unglaubliche grenzende Tapferkeit mitbeitrug zur Entscheidung im Marchfelde im Jahre 1278.

Am Palmsonntage findet man nach der Volksmeinung die tiefen Keller der Ruine zur Zeit der Palmweihe angelweit offen, was dann günstige Gelegenheit bieten soll, die verborgenen Schätze zu heben. So stieg nun auch einst während dieser Zeit eine arme Frau der Ruine zu, um sich etwas von dem vielentbehrten Gelde zu holen. Und richtig waren wieder die mächtigen Kellerthüren offen, gleichsam zum Eintritte mahnend. Etwas schauernd stieg sie in die gewaltigen Gewölbe nieder, wo sie eine große Menge von Fässern an einandergereiht fand, die alle mit verschiedenen Körnern gefüllt waren.

„Ah," rief sie enttäuscht aus, „ich dachte Geld, viel Geld zu sehen, und da finde ich nur Körndl, nichts als Körndl. Doch auch diese kann ich ja brauchen und mir davon eine Menge Brot backen!"

Sprach's und machte sich daran, aus den Fässern Körner in ihre Schürze und Taschen zu füllen, doch

besann sie sich noch, welche Sorte, ob Korn, ob Weizen oder Gerste sie nehmen solle und griff schließlich nach einer Weile nach ersterem. Als sie Taschen und Schürze gefüllt, machte sie sich eiligst aus dem Staube, damit nicht etwa jemand komme und sie schrecke. Es kam ihr auch am Ende die Sache gar nicht geheuer vor, und sie lief deshalb, was sie laufen konnte, ihrer Wohnung zu. Als sie hier das Getreide auskramen wollte, bemerkte sie zu ihrem nicht geringen Staunen, dass es nicht in Körnern, sondern in glänzendem Golde bestehe. Außer sich vor Freude rannte sie wieder zurück, um von dem kostbaren Getreide noch mehr zu holen. Athemlos in der Ruine angelangt, suchte sie nach den Kellerthüren, doch die Eingänge waren plötzlich verschwunden, denn die günstige Zeit der Palmenweihe, wo sich die verborgenen Schätze öffnen, war längst vorüber.

Als infolge des Geredes der Leute immer mehr Menschen kamen, um hier auf leichte Weise Geld zu holen, so mussten, wie mir die Nachbaren der Ruine versicherten, die Nachgrabungen nach den Kellern von der Gutsverwaltung verboten werden.

Ein andermal war's wieder das einzige Töchterlein eines armen Försters, das auf Pfannberg sich das Glück holte. Philomena war durch Schönheit, Geist und Unschuld gleich ausgezeichnet. Das merkten nur zu bald die Burschen der Umgebung und wetteiferten, der Schönen zu gefallen. Auch Sepp, der

Sohn benachbarter und reicher Förstersleute, hatte auf das holde Dirnlein ein Auge geworfen und wurde auch von ihm vor allen anderen bevorzugt. Er konnte zwar nicht schön genannt werden, aber seine fesche Jägertracht, sein keckes Hütl mit der schneidigen Hahnenfeder, der sprossende Schnurbart und sein kühner Muth, den er bei Ergreifung von Wilderern bezeugt, hatten für Mädchenaugen etwas sehr Anziehendes. Kurz die beiden hatten einander halt, wie's eben kommt, bald lieb gewonnen, wovon anfangs die Eltern gar nichts wußsten. Und als endlich nicht blos Philomenas, sondern auch Sepps Vater dahinterkamen, wollte letzterer von einer Verbindung fürs Leben nichts wissen, obgleich ersterer nichts dagegen gehabt hätte.

„Hör' mir mit der Betteldirn auf, ihre Eltern sind so arm, wie die Mäuse auf Pfannberg!“ eiferte der reiche, stolze Förster mit Sepp.

„Ihr thut ihr Unrecht, Vater, wenn sie auch kein Geld hat, so ist sie doch schön wie ein Engel und gar so brav,“ vertheidigte Sepp seine Philomena.

„Ein Engel ist sie?“ lachte der Förster geringschätzig. „Das weiß man schon, wie's damit aussieht. Auf so eine hübsche Larve, die dich vernarrt hat, geb' ich gar nichts.“

„Wenn Ihr sie nur kennen würdet, Ihr würdet ander's sprechen“ eiferte Sepp.

„Nie und nimmer werd ich mich eines andern besinnen,“ that der Alte barsch.

Sepp verließ in großer Aufregung und schweren Herzens seinen Vater, mit dessen Zorn und Entschlossenheit, wie er wusste, nicht zu spassen war. Sepp liebte seinen Vater, aber bei der unbegreiflichen Verachtung, die dieser Philomena entgegenbrachte, war im Herzen des Sohnes doch ein Stachel zurückgeblieben und dies umsomehr, als der schroffe Förster schließlich jeden Verkehr mit dem Gegenstande der Herzensneigung verbot. Sepp brachte es, obzwar er pflichtgemäß seinen Vater in allem ehrte, doch nicht übers Herz, Philomena für immer aufzugeben, und so fanden die Liebenden Mittel und Wege, sich zu sprechen. Oben auf der Ruine Pfannberg, wohin sich selten eines Menschen Schritt verirrte und die Eulen nisteten, kamen sie zusammen, betheuerten einander ihre Liebe, klagten sich ihr Leid und versprachen sich, von einander nicht zu lassen und nicht zu ruhen, bis sie von Priestershand fürs Leben vereinigt seien.

So gieng eines Abends Philomena wieder den steilen Weg zur Ruine hinan. Blutigroth neigte sich die Sonne hinter die grünen Berge gegen Westen, als das Mädchen das ihr nur zu gut bekannte, liebe Plätzchen des Stelldicheins erreichte. Allmählig brach die Dämmerung herein, während Philomena sehnsüchtig nach ihrem Sepp auslugte, der für heute die Zusammenkunft bestellt hatte, aber weiß Gott warum nicht kommen wollte. Schon woben sich zarte, geisterhafter Nebelschleier im Thale an den

Berghängen hinan, die Thurmuhr von Frohnleiten schlug die 9. und die 10. Stunde, doch der Erwartete erschien noch immer nicht. Vielleicht hat er sich verspätet, dachte das Mädchen und beschlos, noch einige Zeit zu warten. Darauf sandte sie heißes Gebet zum nächtlichen Himmel, Gott möge den treuen, reinen Liebesbund doch endlich am Altare einsegnen. Da gieng die Silberscheibe des Mondes ober den zerrissenen Mauern der Burgruine auf und goß eine Fülle magischen Lichtes auf die prächtige Nacht. Lange, gigantische Schatten werfend stand jetzt die Ruine fast gespenstisch da in dem nächtlichen Zauber, der durch das Funkeln von Millionen Sternlein am dunkelblauen Himmel vervollständigt wurde. Dazu erfüllte würziger Harzduft der schwarzen, dicht herumstehenden Tannen und Kiefern die frische Nachtluft und dazu lief ein geheimnisvolles Rauschen durch den Wald, und die auf den Mauertrümmern einzeln stehenden Bäume wiegten in dem Winde ihre Wipfel. Geisterstimmen schienen aus dem Rauschen zu sprechen, so dass Philomena leise zusammenschauerte und fröstelnd ihr warmes Tuch enger um den Leib zog. Das ihr sonst so traute Plätzchen ward ihr in der nächtlichen Einsamkeit jetzt auf einmal unheimlich, sie wollte fort, nach Hause, doch sie fürchtete sich, in den dunklen Wald zu treten. Da ertönte hinter ihr ein Geräusch, erschrocken sah sie sich um, konnte aber nichts bemerken. Schon wollte sie fiebernd

theils vor innerem Zagen, theils vor dem immer schneidiger werdenden Lüftchen ihre Schritte dem Thale zulenken, als ihr ein Windstoß das Tuch vom Kopfe riss. Jenes war auch sofort verschwunden. Als sich Philomena von ihrem Schrecken erholt hatte, schlug eben die Thurmuhr die elfte Stunde. Eilenden Schrittes, so schnell es eben bei dem Zwielichte des Mondes gieng, lief sie davon, ihrer Wohnung zu. Am andern Morgen erzählte sie das Erlebnis ihrer Mutter, die sie wegen des nächtlichen Ausganges strenge tadelte. Als man dann zur Ruine gestiegen war, um das Kopftuch zu holen, konnte man es lange nicht finden, endlich aber entdeckte man es in einer Mauerspalte. Die Bemühungen, es herauszuziehen, hatten keinen Erfolg, so dass man sich höchlichst verwunderte, wie denn der Wind es so fest hier habe anmachen können? Erst mit Hilfe einer Brechstange gelang es endlich, die Mauerstücke herauszuheben und das Tuch zu bekommen. Unter den ausgehobenen Steinen entdeckte man eine große eiserne Platte und bei weiterer Nachforschung darunter eine Höhlung, in welcher eine alterthümliche Kiste ruhte. Bei Oeffnung derselben fand man eine große Menge blinkenden alten Geldes, das den armen Försterleuten sehr willkommen war.

Sepp, welcher in der kritischen Nacht der Wilddiebe halber hatte Wache halten müssen, und sein

Vater hörten bald vom Glücke der armen Förstersleute. Und als jener später einmal Gelegenheit hatte, die liebliche Philomena kennen zu lernen, so hatte er, da diese nicht mehr arm war, gegen eine Heirat nichts mehr einzuwenden.



27. Das merkwürdige Kloster.



Graf Ulrich, einer der Herren von Pfannberg, welcher zu Beginn des 14. Jahrhundertes lebte, die Würde eines Marschalls von Oesterreich u. Hauptmanns von Kärnten bekleidete, ist unter die würdigsten Männer jener Periode zu reihen, wie Tangl Karl-

mann in seiner Schrift „Die Grafen von Pfannberg" erzählt, denn Ulrich vereinigte in seiner Person die schönsten Eigenschaften, nämlich Weisheit, Freigebigkeit, Starkmüthigkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung, Eigenschaften, wie sie damals im wilden Zeitalter des Faustrechtes selten zu finden waren und welche der Dichter Suchenwirt auch nach Gebühr würdigte. In poetisch-sagenhafter Weise berichtet er uns, wie Männer und Frauen um den verblichenen Grafen trauerten.

Suchenwirt gieng eines Tages von der Burg Pfannberg ins Gebirge hinein und sah plötzlich ein Kloster vor sich, von dem er früher weder etwas gehört, noch gesehen hatte. Schön und prächtig gebaut, zeigte es erhabene Formen und herrlichen Schmuck von geschnittenen Steinen, kurz es offenbarte überall die kunstfertige Hand eines großen Meisters. Neben diesem Zauberbau floss ein krystallklares, kühles Brünnlein aus dem Berge, an dessen Wasser sich der durstige Suchenwirt, nachdem er sich daneben auf eine Steinplatte gesetzt, erquickte. Es dauerte nicht lange, als aus der Pforte ein Klosterbruder heraustrat.

„Gott zum Gruße, lieber Herr!" grüßte der schwarze Mönch.

„Ich dank' dir für die Freundlichkeit, lieber Bruder!" entgegnete der Begrüßte.

Alsbald setzte sich der Mönch zutraulich zu Suchenwirt auf den Stein.

„Sag' mir nur, lieber Bruder, was denn doch dies merkwürdige Kloster in der Wildnis, das ich nie gesehen, zu bedeuten hat?“ frug der Dichter.

„Darüber will ich dich, guter Fremdling, wohl bescheiden,“ antwortete der Mönch freundlichen Tones, „denn vernimm, daſs wir Brüder, die wir in diesem Kloster hausen, die Gotteskinder genannt werden, die sich von der Welt zurückgezogen haben, um von ihrem Trug und Spott ungeschoren zu bleiben. Mit Beten, Lesen, Singen und Arbeiten dienen wir Gott und der hl. Jungfrau. Das thun wir Tag und Nacht, indem wir die sieben Zeiten beten. Keinem Bruder ist's verleidet, diesen Dienst zu thun dem höchsten Herrn, damit die Seele, die er dem Menschen gegeben, gesunde.“

„Wohlan, Bruder, so laſs mich ins Kloster geh'n, auf das ich euer heilig Leben betrachten kann,“ bat der Dichter.

„Williglich werd ich die Bitt' gewähren, damit du siehst den wahren Frieden, den uns Gottes Sohn gegeben.“

Drauf führte der Mönch den Fremden ins Kloster und in die Kirche. Als sie zum Hochaltare kamen, erstaunte Suchenwirt über den Schmuck von „Heiligthümern,“ von Krystallen, Elfenbein, Beryllen und anderen Kostbarkeiten. Auch kann man's gar nicht sagen, wie herrlich das Leuchten war, denn der Glanz der Steine gleiste fast um die Wette mit der Sonne. Besonders die in Gold gefaſsten Gläser,

deren es so manche gab, und die Partikeln von dem Kreuz, woran Gott gelitten, waren von großem Werte. Eine solche ergriff der Klosterbruder, bestrich damit Suchenwirt und gab ihm den Segen. In der Nähe dieses Altares war eine Grabstätte, neben welcher der Dichter sechs Frauen mit kummerhafter Miene sitzen sah und mit trauernder Stimme klagen hörte, während ihnen gegenüber sechs Ritter saßen, deren Herz durch bitteres Leid verwundet schien.

„Verzeih, Bruder, wenn ich eine neue Frage an dich richte! Sag mir doch, bei Gott, warum die Frauen klagen und die Ritter so traurig sind?“ frug Suchenwirt abermals neugierig.

„So hör es denn, der Graf Ulrich, der an hohen Würden reich war, lieget hier begraben, ein Graf, über den noch Ritter, Knechte und Frauen klagen, die sein Ingesinde waren.“

„Nun thue mir auch kund, ich beschwöre dich, wie sie mit Namen sind genannt,“ bat Suchenwirt.

„Ich thu dir's gerne kund, die Frauen, die da klagen, heißen: Zucht, Maß und Scham, Wahrheit, Stetigkeit und reine Tugend. Denn die pflegte Ulrich ja von Jugend auf und setzte sie in seines Herzens Schrein. Die Ritter aber, die hier trauern, ich mach sie dir nun auch bekannt: der erste Gottlieb ist genannt, dann kommen Ehrwart und Getreuwart, die nie von ihm gewichen sind, Herr Mildemar und Adelger, die gaben ihm stets reiche Lehr, der sechste, Mannhaft, hat nie in seinem Leben, so er stritt,

dem Feinde sich ergeben," belehrte der Mönch den wissensdurstigen Dichter.

Nun huben die Frauen zu klagen und zu trauern an.

„Ein unzüchtig' Wort ward nie von seinem Mund vernommen, ich hab' mich um ihn angenommen, und er, er liebte mich, denn er war unzüchtigen Sitten, womit er mich verunehrt hätte, gram," ließ die Zucht die Klage um ihren treuen Hort ertönen.

„Ich hab' an ihm so viel verloren, dass ich's nimmer kann verwinden. Ich war der Brunnen, der ihn tränkte und der grüne See, der ihn erquickte, ich war als Schatz in seinem Herz verschlossen. Nimmer hat er sich vergessen, ohne Maß zu schimpfen und zu scherzen, bei Trank und Speise hielt er rechtes Ziel, sowie im Schlafen und im Wachen," ließ sich das Maß trauernden Tones vernehmen.

„Ach, wie hat sich meines Herzens Schwere doch vergrößert, seit ich entbehre meines Horts, seit Ulrich ist dahin! Er verstand's, wie keiner, mich zu hegen in seinem wohlgezähmten Sinn, da er sich schämte jeder Unbill, sowie jeder schwachen That," hub die Scham ihre laute Klage an.

„O sagt mir doch, wohin ich gehen und wo ich Trost nun finden soll? Seit ich von ihm verbannet bin, — er hatte mich so fest in sein Gemüth verschlossen — sind meine frohen Tage hin. Der Wahrheit Quell entsprang in seinem Herzen und staute

sich zum Fluss, der schlichten Worte vollen Guss hört' man stets von seinem Munde," jammerte betrübt die Wahrheit.

„Ich hatte mich mit voller Lust zu ihm gesellet, doch meine Süßigkeit ist worden sauer. Ob ich es überwind' und überdauer? Er übte ganze Stetigkeit, hat nie den Weg mit Fleiß verlassen, den mit Umsicht er betrat," rief die Stetigkeit klagend aus.

„Schon in seiner frühen Jugend nahm er mich, die reine Tugend, zu froher Ehe bei sich auf. Solch tugendhafte Minne sah ich nie, noch werd' ich je sie sehen. Was hat der Tod an ihm gethan, dass er sein Leben hat verheeret? Ihn, der zu keiner Zeit und Stund' mir an Ehren wurde wund, hat die Menge sehr verkannt. Dess' schrei ich ach und weh, die Freud' bei mir wird nimmer laut, denn nur er war meine Freud' und ich war seine Traute. Sein guter Sinn stand nur dahin, zu dienen mir, das mochte mir sehr wohl behagen! Sein Herz war ganz in mich verwandelt, die Mutter aller Seligkeit, des Reichen wie des Armen ließ er sich erbarmen; der Klage gab er Trost, aus Sorgen hat er die erlöst, die der Hilf' entbehrten. Jetzt, da er nicht mehr ist, ist groß mein Jammer und mein Ungemach!" klagte die Tugend.

Nun ließen die trauernden Rittersleute ihr Lob auf den dahingeschiedenen Herrn und ihre Klage um ihn vernehmen.

„Dem Herrn hab ich mit Lust gedient, der Gott vor allen Dingen ehrte, wovon die Arbeit nicht

ihn hemmte. Zum Beten stets bereit, zum Fasten und zum Kirchenh'n, schnitt er den Armen Kleider an und speist' sie Tag für Tag im Dienste Christ's, des Reichen," sprach Gottlieb.

„Auch meine Klage klinget schwer, er litt nur Schmerz durch ehrenhaften Handel, doch war sein Lob, noch als er lebte, auch nicht stumm. Mit Ehren ward er alt bei all dem Gut, bei Schatz und viel Gewalt," ließ sich Ehrwart vernehmen.

„In treuem Rathe war er schlicht, nicht durch Lob und nicht durch Gab' bezwungen, hat er bei Hofe je sein Wort gebrochen und nicht auf fremde Seite sich geschlagen. Er war wohl besonnen, er rieth mit Gott für Recht und Ehr. Die Treu' nahm ich mit Freuden wahr," lobte der Dritte, namens Getreuwart.

„Den Herren mein, dieweil er lebte, fand ich nie der Mild' entlößt, durch gute Gabe, rechten Lohn strebt' er die rechte Rittterehre an. Nie hörte ich fürwahr, daſs, wer begehrte, ohne Gab' von ihm geschieden wäre, sei es Ritter oder Knecht gewesen," klang Mildemars Rede.

„O weh! Nimmer ich so Lieb's gewinne! In seinem Herzen war die Minne, erfüllt von reinem Edelsinne, gemeinem Wesen war er gram, nie macht' sein Ehrgefühl dem Adel Schande," rief Adelger aus.

„Der Freuden bin ich ganz entäußert! Er hatt' zum Vorbild mich genommen, im Gewühl der Feinde kannt' er's wohl, den blanken Speer zu schwingen, vor Gamelsdorf zeigt' er den Feinden seine Löwen-

kraft, und unter seines Schwertes Schlägen verlor der Feind den sichern Sieg. Hier ward ihm Rittereihr' zutheil. Er stritt zu Tuschken unverzagten Muth's, zu Ezzelingen hieb er in die Feinde, und jeder musste straucheln, mit dem er nahm den Stoß. Und auch vor Padua entbehrt' er nicht des Muthes, und mancher ward des Lebens ledig. Vor Chötzse setzt' er zu dem Feinde ungemach, es ward zutheil das Wappen ihm von Steier, der Schild, der ungeheure, ward ihm gezieret mit Rubein, mit Rauten, schönen Perlen fein, und Hahnenfedern wehten kühn anf seines starken Helmes Dach. Das war Herr Ulrich, Graf von Pfannberg," beschloss Mannhaft, der sechste Ritter, die Klagen und Lobreden.

Suchenwirt hörte die Reden der Frauen und Ritter und ward selber dabei recht traurig, worauf auch er sein Leid um den todten Helden Ulrich vor dem Klosterbruder ausschüttete.

„Solch' Klage hört ich nie um einen Mann, der 's wohl verdienet hätte, noch langehin sein tapf'res Schwert zu führen für Recht und Ehre. Ein klagend Wort, es gelt' ihm auch von mir, es gelte ihm, der der Edlen Schutz und der Bösen Furcht. Gott setze seine Seele auf die Wage, auf dass Sanct Michel ihn zum ew'gen Frieden wiege!" sprach er zum Mönche, worauf dieser von ihm schied.

Das Kloster aber verschwand vor den Augen Suchenwirts ebenso geheimnisvoll, wie es erschienen war.

28. Eine tapfere Gräfin.*)



Im Jahre 1268 hatten die Grafen Bernhard und Heinrich von Pfannberg mit Ottokar von Böhmen, ihrem nunmehrigen Herzoge, gegen die heidnischen

*) Bearbeitet nach kurzen Daten aus der „Grazer Morgenpost" 1880. Nr. 129—130.

Preußen einen Kreuzzug unternommen. Als man zurückkehrte und in Breslau ein Lager aufschlug, wurde gegen den Herzog eine Verschwörung entdeckt, an welcher betheiligt zu sein man unter anderen auch jene beiden Pfannberger beschuldigte. Ottokar ließ die Verschwörer festnehmen, und die adeligen Steirer fanden keinen anderen Ausweg, dem drohenden Verderben zu entgehen, als den, dass sie dem Herzoge fast alle ihre Güter übergaben. In Pfannberg war unterdes die Gemahlin Agnes des im Gefängnisse schmachtenden Bernhard auf die Vertheidigung der Burg bedacht. Im Mai des folgenden Jahres rückten die Kriegsscharen des Böhmenkönigs vor die übergebenen Vesten der gefangenen Brüder, zuerst vor Peggau, erstürmten und zerstörten es, und dann vor Pfannberg. Hier hatten sie aber nicht so leichten Stand, denn die Burg war wohlbefestigt und von Agnes, dem tapferen Weibe, vertheidigt.

Ein Herold mit weißer Fahne und schmetterndem Horne nahte sich der Burg.

„Ich fordere Euch, Gräfin Agnes, im Namen Ottokars, meines Königs, auf, die von Eurem Gemahle Bernhard ihm übertragene Feste Pfannberg zu übergeben, ansonsten wir sie mit Gewalt brechen würden," rief er drohenden Tones.

„Oho, Ihr verlangt zu viel. Glaubt Ihr etwa, Ihr hättet feige Memmen vor Euch, die vor Eurer lächerlichen Drohung in Angst gerathen?" spottete Agnes.

„Dann werden wir Feuer und Schwert walten lassen und nicht eher ruhen, bis wir selbes in Eurem Blute geröthet,“ rief der Herold.

„Bringt Euren böhmischen Schädel in Sicherheit und verkündet Euren Brüdern, dass wir nicht weichen, da wir Pech, Schwefel und Stahl genug haben, Euch die Knochen zu brechen,“ drohte die muthige Gräfin.

Der Herold eite, seine Haut in Sicherheit bringend, so schnell als möglich zum Lager der Böhmen, die sofort die Burg berannten. Doch da hagelte es Steine, Balken, Pech- und Schwefelkränze auf die Belagerer nieder, so dass so mancher liegen blieb.

„Alle Wetter, die Schufte sind gut gerüstet, da müssen wir's mit anderen Mitteln anfangen, denn die Burg muss unser werden,“ brüllte Boleslaw, der Böhmenanführer, zornig.

„Und die Vorräthe sammt den schönen Weibern dazu!“ grinste Wenzel, ein dicker Lanzknecht.

„Nun vorwärts, Leute, versucht's mit Euern Sturmleitern dort drüben in der Ecke, wo mir eine schwache Stelle zu sein scheint!“ commandierte Boleslaw mit dröhnender Stimme.

Man versuchte es nun an der Stelle, während andere heimlich die Burg von der entgegengesetzten Seite zu erklimmen trachteten. Man gab sich den Anschein, als ob man am ersteren Punkte die ganze Macht vereinige und wollte so die Belagerten überrumpeln. Doch die Steirer bemerkten bald die List und

trieben die Böhmen mit blutigen Schädeln zurück, wobei sie mit langen Hackenstangen die Sturmleitern umzustürzen suchten. Die Stürme wurden alle zurückgeschlagen, und schon ein Drittel der Böhmen lag mit zerschlagenen Knochen da.

„Ha, die Schurken!“ wüthete Boleslaw, „die besten meiner Leute haben sie erschlagen. Doch weh ihnen und weh Dir, stolze Gräfin, noch ist nicht aller Tage Abend, denn Pfannberg muss erobert werden, und koste es, was es wolle.“

Die Kriegsknechte der Burg höhnten von den Mauern herunter.

„Heil euch, ihr tapferen Böhmen, habt ihr euch an unseren Mauern die Eisenschädel eingerannt? Nun sucht euch die zerschlagenen Knochen zusammen!“ klang ihr Spott zu den Belagerern.

„Ihr dummen Wichte, ihr habt hinter den festen Mauern leicht lachen. Doch habt nur Geduld, in kurzem hoffen wir euch mit böhmischem Stahle zu kitzeln!“ schrieen die Söldner Ottokars.

„Da könnt ihr warten, ihr Narren, bis die Steine reden!“ ertönte es von oben.

Boleslaw sah kein Mittel, die feste Burg zu nehmen, so dass er sich zur Aushungerung derselben entschließen musste. Die Belagerung hatte schon über 14 Tage gedauert, und noch war nicht der geringste Erfolg zu verzeichnen, denn die Pfannberger waren durch einen unterirdischen Gang mit Rabenstein verbunden und konnten von hier aus Hilfsmittel be-

kommen. Da stieg eines Abends der kleine Sohn des Burgvogtes am Berghange außer der Burg herum, Erdbeeren suchend, wobei ihn einige böhmische Söldner erblickten.

„Da sieh den Knaben, Bohumil, wie er am Berge herumklettert! Möcht nur wissen, wie der da herausgekommen!“ rief Bretislaw, der eine der Kriegsknechte, seinem Gefährten zu, auf den oben herumgehenden Knaben zeigend.

„Ha, und jetzt sieh' nur, wie er auf einmal in den Felsen verschwindet!“ meinte der Angesprochene erstaunt.

„'S wird doch kein Geist sein!“ fuhr der erstere fort.

„Ein Geist? Unsinn, Bretislaw! Hast du nicht gesehen, wie er dort sich Beeren suchte und aß? Und ein Geist ißt doch keine Beeren,“ entgegnete Bohumil aufklärend.

„Kannst recht haben, Freund!“

„Ist dir weiter nichts eingefallen?“ frug Bohumil.

„Was soll mir denn einfallen?“

„Einem vernagelten Schädel fällt freilich nichts ein. Doch hör' mich an! Der Bube ist durch ein Felsenloch in die Burg zurückgekommen und durch dieses Loch müssen auch wir hinein, und Pfannberg sammt seinen Schätzen gehört uns,“ rief Bohumil triumphierend.

„Meiner Treu, du hast's getroffen!“

„Sieg und Heil den Böhmen!“ jubelte Bochumil.

„Und meinem klugen Freunde!“

Bohumil eilte, seinem Hauptmann die kostbare Entdeckung mitzutheilen.

„Ha, wenn's möglich wäre, was du sagst, so würde deiner für die Entdeckung großer Lohn harren!“ rief Boleslaw überrascht aus.

Die Böhmen hielten Kriegsrath.

„Wißt ihr was, wir brechen unsere Lager sofort nieder und ziehen zum Scheine ab, um die Pfannberger saumselig zu machen, während Bohumil das Felsloch untersucht. Um Mitternacht kommen wir zurück und ziehen dann als Sieger in die Burg ein,“ rieth einer der Officiere.

„So kann's wahrhaftig geh'n!“ stimmte Boleslaw zu, der sofort den Aufbruch befahl.

Als die Pfannberger ihre Belagerer abziehen sahen, herrschte großer Jubel, denn nun glaubte man sich aller Sorge ledig. Agnes ließ ihren Kriegsknechten den besten Tropfen aus dem Keller holen und bewirtete sie mit gebratenem Fleische.

„Ich trau der Heimtücke der Böhmen nicht recht,“ ließ ein altersgrauer Krieger seine Zweifel laut werden, „sie holen am Ende Verstärkung und kommen zurück.“

„Was krächzst du da, Alter? Die Böhmen zurückkommen? Die haben sich ihre Prügel geholt und werden sich hüten,“ spöttelte ein jüngerer Söldner.

Die Pfannberger überließen sich ungemessener Freude, aßen, zechten und sangen Lieder. Als sich

die Mitternachtsstunde näherte und in der Burg noch der ungebundenste Uebermuth herrschte, stieg eine Schar bis an die Zähne gerüsteter Böhmen unter der Führung Bohumils jener Felsspalte zu, kroch durch die Oeffnung, gelangte unter Fackelschein in einen engen Gang und zu einer eisernen Thüre, welche nach Ansicht der Böhmen jedenfalls in die Burg führen musste. Das Hindernis ward gebrochen, und die Belagerer drangen in den Burghof, wo die Vertheidiger betrunken ihre Lieder sangen. Der Schrecken der Ueberrumpelten war kein geringer, als sie so plötzlich ihre Feinde vor sich sahen. Diese begannen, da sich erstere für den Ueberfall nicht vorgesehen hatten, ein schreckliches Gemetzel, aus dem sich nur etwa 15 Kriegsknechte der Gräfin in den starken Thurm retteten, wo die Gebieterin, seit die Bestürmung der Burg begonnen, ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Bald hatten die Böhmen auch den unterirdischen Gang besetzt und das Burgthor gewonnen, durch das sie die zweite Schar ihrer Kampfgenossen einlassen wollten. Unterdes war Agnes im Thurm von dem Lärme des Kampfes wach geworden, hatte das Schreckliche, an das sie nicht im Traume gedacht, sofort überblickt und, während jene fünfzehn Getreuen zu ihr hinaufstürmten, Schild und Schwert ihres gefangenen Gatten genommen. So erschien sie vor den Ihrigen zornfunkelnden Blickes, in kampfgieriger Stimmung.

„Auf, Freunde, Krieger! Wir werden uns um keinen Preis ergeben, sondern uns mit dem Schwerte in der Faust entweder durchschlagen und aus der Burg zu kommen trachten, oder, wenn's uns beschieden ist, lieber ehrenvoll verbluten, als lebendig in die Krallen dieser Hyänen zu fallen!" rief sie ihnen zu.

„Heil Euch, tapfere Herrin von Pfannberg! Auf in Sieg oder Tod!" brüllten die Söldner begeistert.

So stürmten die tapferen Steirer, die kühne Gräfin in ihrer Mitte, aus dem Thurmthore hinaus in den Burghof, auf den fast zwanzigmal stärkeren Feind los.

„Nieder mit den Böhmen, Rache unseren gefallenen Freunden!" tönte ihr Schlachtruf schauerlich in die Nacht, in den von Fackeln blutroth beleuchteten und von Feinden wimmelnden Hof.

Der Kampf oder vielmehr ein schreckliches Handgemenge begann, die Pfannberger fochten mit dem Muthe der Verzweiflung und hieben wuthentbrannt auf die Böhmen ein, welche trotz ihrer Ueberzahl vor der unvermutheten tollkühnen Tapferkeit der Pfannberger momentan bestürzt worden waren. So hatten sich diese, alles vor sich zusammenhauend, den Weg zum offenen Burgthore gebahnt und jubelten bereits, als Agnes, von einem Streiche getroffen, stürzte, was auf die Jubelnden gerade in dem Augenblicke, wo an eroberter offener Pforte die goldene Freiheit

winkte, geradezu niederschmetternd wirkte. Das benützten die Böhmen sofort, drängten in ihre Feinde und überwältigten alle bis auf zwei, welche noch rechtzeitig durchs Thor sprangen. Die verwundete Gräfin hatte sich, alle erlahmende Kraft zusammennehmend, erhoben und den Böhmen, der ihr das Thor verstellte, mit dem Schwerte niedergehauen, stürzte aber selbst, von einem anderen Hiebe getroffen, zu Boden, worauf ihre röchelnde Brust vom Stahle durchbohrt ward. Das Heldenweib hatte ausgerungen, worauf die blutigen Sieger unter den Leichen die That feierten, jeder Menschlichkeit Hohn sprechend. Die Burg wurde gebrochen und dann an allen vier Ecken angezündet. Als die Böhmen endlich von der rauchenden Ruine abzogen, von der nichts als der Thurm bezeugte, dass hier eine mächtige Feste gestanden, war die Leiche der Burgherrin spurlos verschwunden, was den Eroberern sehr ärgerlich war, denn der von Ottokar in Graz bestellte Statthalter hatte ihnen befohlen, die Herrin der Burg entweder todt oder lebendig einzuliefern.

Sobald sich nun das Ereignis jährt, das heißt, wenn die erste Vollmondnacht im Juni herangekommen ist, erscheint die tapfere Gräfin Agnes wieder mit ihren kühnen Getreuen, nach ihren Feinden auslugend und das Schicksal der Burg beklagend.



29. Der Montforter und seine Witwe.



Hugo von Montfort, der Sohn Wilhelms von Montfort, war Herr zu Bregenz und mit den österreichischen Herzogen blutsverwandt, die ihn deshalb ihren lieben Oheim hießen. Mit Oswald von

Wolkenstein zu den letzten deutschen Minnesängern gehörend, heiratete Hugo die Herrin auf Pfannberg, namens Margarete die Jüngere, welche die Witwe nach dem verstorbenen Grafen Johann von Cilli war. Gleichzeitig fand auch die Hochzeit von Hugos Vater mit der Mutter seiner Braut statt, also eine gewiss sehr seltene Doppelhochzeit, und zwar im Jahre 1373. Hugo ward durch diese Verbindung Herr auf Pfannberg und auf der Veste Luginsland, bis er 1423 starb. Einbalsamiert setzte man ihn auf der Burg Alt-Pfannberg in einer prächtigen Gruft bei, deren herrliche, kunstvolle Fresken noch aus dem Zerfalle der Vorzeit weit in die Neuzeit herüberprangten. Es zeigten sich hier auch zwei Wappen der Grafschaft Pfannberg, nämlich zwei Kronen mit schwarzen Streifen in goldenen Feldern neben einander stehend. Das Grabmahl war bei der Kapelle, wo noch jetzt einzelne Malereien sichtbar sind, errichtet worden. Hier ruht also der alte Minnesänger von seinen Thaten aus. Unter einem Relief befand sich die Inschrift: „Im Jahre 1423 starb Hugo Graf v. Montfort, Herr zu Bregenz, am Tage des hl. Bischofs Ambrosius.“ Jetzt wuchern Nesseln um die Schrift, und Füchse hausen in dem Gemäuer.*)

Hier auf Pfannberg hatte Hugo seine sinnigen und minnigen Lieder gedichtet, während er im

*) Vergleiche auch: Puff, Marburger Taschenbuch, „Grab des letzten Minnesängers Hugo v. M.“

rauschenden, harzduftenden Walde auf seinem Rosse dahinritt, wobei ihn sein getreuer Diener Burk Mangolt begleitete, um die gedichteten Lieder aufzuschreiben und sie später in Musik zu setzen. In diesen Liedern, die sich in einer Sammlung in Heidelberg befinden, haben wir also eine Probe mittelalterlich-steirischen Gesanges, der zu den damaligen, ritterlichen Zeiten in den grünen, herrlichen Thälern wie auf den luftigen Höhen aus den Kehlen lustiger Brüder erschallte.

Nach Hugos Tode war seine Witwe, die liebreizende Veronika — bereits eine weitere Gemahlin nach jener Margarete der Jüngeren von Pfannberg — ganz untröstlich darüber. Trotz unzähliger Heiratsanträge von Seite tapferer Herren und Ritter ließ sie sich zu einer weiteren Ehe doch nicht bewegen, sondern trat als Nonne ins Kloster zu Göß in Obersteiermark ein.

Lange, lange nach diesem Ereignis gab Wolfgang von Montfort, der zu den Nachkommen dieser Veronika gehörte, auf seiner Feste zu Peggau, wo er in Saus und Braus dahinlebte, im Fasching des Jahres 1496 ein Fest, bei dem es gar übermüthig und lustig hergieng. Zu diesem Feste lud er außer anderen Verwandten auch seine uralte Vorfahrin, die noch lebende Nonne Veronika in Göß, auf deren Kommen wohl niemand rechnete. Doch das Ungeahnte geschah, die Nonne erschien um Mitternacht in geheimnisvoller Weise bei dem Faschingsbankette

und machte sogar zum Staunen aller ein Ehrentänzchen mit, „denn gerade vor hundert Jahren in derselben Nacht und Stunde war's, wo ich mit meinem lieben Gemahle Hugo im frohen Hochzeitsreigen mich geschwungen," sagte sie, worauf sie ebenso geheimnisvoll verschwand, wie sie gekommen war. Nicht lange darauf hörte man die Botschaft, sie sei in der fraglichen Nacht und zwar gerade in der 12. Stunde, wo sie in Peggau erschienen, in Göß gestorben, worüber die Bankettheilnehmer nicht wenig erschrocken waren, denn nur ihr Geist konnte bei dem Bankete erschienen sein.

Dass aber Veronika so innig an ihrem Gemahle gehangen, ist wahrlich kein Wunder, wenn man erfährt, wie sinnig Hugo die Frauen ehrte und schätzte, denn in einem seiner Lieder heißt es:

„Wer über Weiber übel spricht,
Den wird es noch gereuen,
Ihm wird sich, weil er ist ein Wicht,
Jed' Unglück noch erneuern!"



30. Am Rabenstein.



Thalabwärts von Frohnleiten und zwar Pfann=
berg gerade gegenüber thront auf einem sehr

scharf vorspringenden und gegen unten sich etwas einwärts senkenden Felsen das hochinteressante Schloss Rabenstein, wohin von Frohnleiten ein hübscher Weg längs der wild rauschenden Mur führt. Im großen Schlosshofe angekommen, sehen wir uns inmitten eines ganz gewaltigen, mittelalterlichen Baues, dessen Besichtigung wir, da er viel Sehenswertes bietet, nicht versäumen. Nachdem wir zuerst den freundlichen Schlossbesitzer um die Erlaubnis zur Besichtigung ersucht haben, treten wir in das alterthümliche, weite Gebäude in Begleitung eines Dieners. Bald haben wir den Rittersaal, die Zierde des Schlosses, erreicht und sind nur Auge für das, was wir hier wahrnehmen. Ganz nach altem Stile eingerichtet, enthält er hübsche Stuccatur, Deckengemälde aus der Geschichte und Mythologie, alte glänzende Stahlrüstungen und Waffen, welch letztere während der langen Wintermonate geputzt und in neuen Stand gesetzt werden. In der Mitte des Saales steht eine mächtige lange Tafel, behängt mit rothbraunem Tuche. Zwei riesig große Kannen stehen darauf, aus denen dereinst der Reben- und Gerstensaft für die durstigen Rabensteiner Ritter in die nicht minder großen Pokale gefüllt worden sein dürfte. Darnach zu schließen müssen die alten Haudegen ganz großartiges im Zechen geleistet haben. Rings um den Tisch stehen breite Stühle ohne Lehnen, sogenannte „Stöckl,“ welche nur allzu getreu nach der Mode der ritterlich, mittelalterlichen Zeit

14*

gearbeitet sind. Köstlich ist das vorne am Felsenspitz liegende Balkonzimmer, das im Schmucke orientalischer Waffen prangt und durch die Fenster einen wunderbaren Ausblick gewährt. In alten Zeiten hieng an der Wand über dem jähen Abgrunde ein Erker, in welchem bei einer Hochzeit die Musiker spielten. Die Freude war aufs höchste gestiegen, Ritter und Damen drehten sich im Tanze, allerhand komische und groteske Sprünge machend, als von vorne ein schreckliches Gepolter ertönte. Man eilte zu der Stelle und sah mit Schaudern, dass der überhängende Erker mit all den lustigen Fidlern und Bläsern in den Abgrund der Mur gestürzt sei.

Vor dem Saale liegt die Ahnengalerie, die nicht bloß die ehemaligen Herrn, sondern auch ihre Gemahlinnen enthält. Man findet unter diesen ritterlichen Herren und Damen viele äußerst markante scharfgeschnittene Gesichter. Die Betrachtung der in den lebhaftesten Farben gemalten, lebensfrischen Portraits der alten Burgbesitzer gewährt großes Interesse. Außen an der südlichen Schlosswand befinden sich sonnige, luftige Terrassen in reizender Lage, während unten am Fuße des Berges noch jetzt der ehemalige Turnierplatz mit der Rüstkammer in den halbzerfallenen Mauern sichtbar ist. Von drei Seiten fällt der Schlossfelsen furchtbar steil ab gegen die Mur. Der Blick von oben ist einzig schön.

Ehemals sah's nicht so friedlich und freundlich hier aus, als die Raubritter aus dem Geschlechte der

Rabensteiner daselbst hausten, weshalb man die weiter oben stehende Burg den „Räuberstein“ nannte, woraus „Raubenstein“ und später „Rabenstein“ entstand. Die einzige Straße des von reichen Handelszügen äußerst belebten Murthales führte damals eben auf der Seite des Raubensteins dahin und zwar durch die Burg hindurch. Auf diese Weise konnten also die reichen Kaufherren mit ihren kostbaren Waren hier wie in einer Mausfalle gefangen werden. Wenn die Burg ursprünglich bei dieser festen Stellung wohl auch der Sicherheit der Straße gedient haben mag, wofür die Besitzer einen entsprechenden Zoll einhoben, so schwand diese Bestimmung späterhin aus dem Gedächtnisse der Herren Ritter, die wohl fürchterlich hohe Zölle einhoben, aber die Kaufherren nicht schützten, sondern im Gegentheile, nach dem Brauche der Zeit den Stärkeren zeigend, die Durchreisenden bis aufs Hemd ausraubten. Widersetzten sich aber diese, so wusste man sie eben mit dem Stahle so lange zu kitzeln, bis sie schwiegen, oder man nahm sie fest und setzte sie ins schauerliche Burgverließ, wo sie auch bald verstummten. Und wer weiß, wie viele Opfer von dem steilen Felsen herabgeworfen wurden und in der reißenden dunklen Mur verschwanden!

Die Herrn von Rabenstein*) waren ein altes

---

*) Siehe auch: „Grazer Tagespost“ 1877 u. 1882.

Geschlecht, denn sie erschienen, wie Urkunden beweisen, schon im Jahre 1171. In Dokumenten aus diesem Jahre wird ein Werner von Rabenstein genannt, dem Lantfried gegen Ende des 12. Jahrhundertes folgte. Mit Wilhelm von Rabenstein, dem Landeshauptmann von Krain, erlosch im Jahre 1412 das Geschlecht. Gegen Ausgang dieses Zeitraumes erhielten die Brüder Leonhard und Diebold von Harrach die Burg vom Könige Maximilian als Lehen. Später kamen die Schärfenberger, Windischgrätzer, Breuner, Trautmannsdorfer und schließlich die Wagensberger und Dietrichsteiner in deren Besitz. Nach dem Aussterben der Rabensteiner im 15. Jahrhunderte war die Veste unter kaiserlichen Pflegern, so unter einem Herrn Pappenheim und Weisbriach. Während die Burg unter dem ersteren Verweser noch ungemein stark befestigt und als Bollwerk bekannt war, brannte sie unter letzterem nieder und büßte ihre Macht ein. Im 17. Jahrhunderte und zwar im Anfange desselben entstand der Neubau, wie er sich jetzt dem Beschauer darstellt. Die alten, ganz gewaltigen Mauern des prächtigen Schlosses zeigen dem Neugierigen noch jetzt die Wappen der früheren Besitzer, nämlich: drei gespornte Füße und zwei Hirschstangen. Um die Mitte unseres Jahrhundertes lag das Schloss ziemlich öde und verlassen da, und die großen, ehemaligen Prachtgemächer dienten höstens als prosaische Wirtschafts=

gebäude, in denen sich nur ab und zu etwas Leben zeigte.

Jetzt ist das freilich ganz und gar anders geworden, indem das alterthümliche Bauwerk wieder wohnlich und prächtig eingerichtet und ein Schloss im modernsten Sinne des Wortes geworden ist.



31. Die schöne Prinzessin.



Der Rabenstein mit seinen wilden Raubrittern, mit den vielen schrecklichen Verbrechen, die darin ehe=

mals verübt wurden, und dem heimlichen unterirdischen bis Pfannberg führenden Gange, durch welchen die Ritter, wenn's schief gieng, entwischen konnten, war fürs Volk in früheren Zeiten eine unheimliche Stätte, an die sich allerhand phantastische Sagen knüpften. So sollen die bösen Geister die Ritter, als diese noch in der alten Burg hausten, von da vertrieben haben, so dass die Feste lange verödet gestanden sei.

Eines Tages weidete in der Nähe des zerfallenen und jetzt kaum mehr als Ruine erkennbaren Gemäuers oberhalb des Schlosses ein Bub seine Herde auf den saftigen Wiesen am Saume des duftigen Waldes. Dem Halterbuben, der schon oft in der Nähe der zerfallenen Ruine gewesen war, fiel es gerade heute er wüsste nicht warum ein, in dem alten sonderbaren Gemäuer zum Zeitvertreibe herumzusteigen. Da sah er plötzlich ein Fräulein vor sich, das so zart und fein anzusehen und so herrlich gekleidet war, dass es fast nicht von dieser Welt zu sein schien. 'S ist vielleicht ein Fräulein aus der Stadt, dachte sich der Halter, der sich vorläufig gar nicht erstaunt zeigte. Da begann die holde Frauengestalt zu reden.

„Nun merke auf, Hirte, was ich dir zu sagen habe: morgen früh, wenn die Uhr 1/2 4 geschlagen haben wird, so stelle dich hier in den Mauern wieder pünktlich ein und errette mich aus den Krallen der Feinde, die mich hier gefangen halten“ . . .

„Der Feinde?“ frug der Bub erstaunt, ihr in

die Rede fallend, „ich seh' ja niemand', der dir, schön's Dirndl, 'was zuleid' thät'."

„Die wirst du schon morgen sehen, Kleiner, jetzt aber gieb nur fein acht, was ich dir sage. Komme also morgen bestimmt um die Zeit hieher! Es wird deine Aufgabe sein, dass du mich von dem Orte, an welchem du mich sehen wirst, wegführst, ohne der schrecklichen Dinge und Thiere zu achten, die du bemerken wirst," sprach die junge Schöne weiter, wobei es dem Halterbuben, da das Fräulein mit so dringender, zum Herzen gehender Stimme sprach, gar sonderbar zu Muthe ward.

„Ich will dich retten, arm's Dirndl!" rief er mitleidig, obwohl er nicht wusste, vor wem er sie in Sicherheit bringen sollte. „Und jetzt sag' mir doch, wer bist und wie heißt d' denn eigentlich?" frug er neugierig.

„So hör's denn: ich bin Amalia, eine verwunschene Prinzessin des Rabensteins. Seitdem ich meine vielen Liebeswerber verschmäht, die sich wegen meiner in Eifersucht quälten und im Zweikampfe tödteten, bin ich verwünscht, hier in der Ruine in Bewachung schrecklicher Thiere zu sitzen, bis nach hundert Jahren ein unschuldiger Knabe kommt und mich erlöst," sprach die Prinzessin.

Den Halterbuben durchrieselte es bald kalt und bald warm, als er hörte, dass das Wesen eigentlich nicht von dieser Welt sei. Da hatten also die Leute doch recht gehabt, wenn sie meinten, dass es hier

nicht geheuer sei. Doch trotz seines Erschreckens fasste er angesichts der lieblichen Mädchengestalt, die so milde und innig bat und so traurig um Hilfe flehte, wieder Muth.

„Nun geh und vergiss nicht, was ich dir gesagt! Und noch etwas beachte sorgsam, sprich mit niemand von der Sache, bis du mich gerettet hast,“ flehte sie.

„Hab' keine Sorg', schön's Dirndl!“ versicherte treuherzig der Halterbub, worauf die Prinzessin verschwand.

Der Halter wusste nicht, wie ihm geschah. Als er sich wieder gesammelt, trieb er so schnell als möglich seine Herde nach Hause, damit sie ihm nicht etwa in der zerfallenen Ruine verzaubert werde und sagte wirklich zu seinen Leuten kein Sterbenswörtchen über das Erlebte. Am andern Tage konnte er kaum die Zeit erwarten, wo er die Herde austreiben sollte. Ohne einen Bissen anzurühren, zog er mit seinen Thieren dem Walde zu und gieng, als die Zeit gekommen war, zur Ruine. Kaum hatte es ½4 Uhr geschlagen, als er auch schon die Prinzessin in dem Gemäuer, und zwar an derselben Stelle wie gestern erblickte. Doch war sie heute nicht allein, sondern in schrecklicher Begleitung, sie saß nämlich auf drei großen übereinander geschichteten Kästen, die vorn offen waren. Im ersten sah der Halterbub eine riesige Schlange, im zweiten einen Drachen und im dritten glühende Kohle. Sein Entsetzen war kein geringes, solche Ungeheuer hatte er noch nie gesehen.

Zitternd, fast gelähmt stand er vor dem Schrecklichen, bis in seine Glieder wieder Kraft und Bewegung kamen.

„Reich mir die Hand und rette mich, lieber Halterbub, die Thiere können dir nichts thun!“ bat die Prinzessin händeringend, doch der Bub lief, was er laufen konnte über Stock und Stein davon, hinter sich das Jammern des Burgfräuleins hörend:

„Nun muss ich wieder so lange, lange Zeit auf Erlösung warten!“



32. Unglückswerber.*)



Die prächtigen Hallen des neuaufgebauten Rabensteins, wo so tolles, lustiges Leben geherrscht, waren still geworden, denn der Besitzer, der's so gut verstanden, bei Becher- und

*) Vergleiche auch: „Das schöne Weib vom Rabenstein" im „Aufmerksamen" 1830, Graz, Leykam.

Saitenklang nach Jagdgetümmel die Herren der Nachbarschaft zu vereinen, war auf geharnischtem Rosse gerüstet in den Kampf gezogen, begleitet von einer stattlichen Anzahl Reisiger. Sein Kaiser hatte ihn gerufen, auf dass er ihm helfe, die in fernen Landen in Aufstand gerathenen Bewohner zu züchtigen. Nur Frau Hedwig, weit und breit die schönste und sittsamste der Frauen, des ausgezogenen Ritters treue Gemahlin, war mit nur einigen wenigen Getreuen auf Rabenstein zurückgeblieben. Da kam eines Tags eine schreckliche Märe.

„Frau Hedwig, ich hab Euch Uebles zu verkünden, doch trau ich mich fast nicht, die Botschaft hier zu melden“, berichtete der Bote, der auf schäumendem Rosse athemlos herangesprengt war.

„Nur heraus damit, denn Ihr müsst wissen, Hedwig hat ein starkes Herz, das durch Unglück nicht gebeuget wird“, drängte die Gräfin.

„So vernehmt es also: Euer Gatte, der tapf're Hans, er ist . . .“, stockte ersterer.

„Bei Gott, sagt, was ist's mit ihm!“

„Er ist nicht mehr!“ presste der Bote endlich heraus.

„Um Gottes Willen! Hans ist todt, ist gefallen? Ach, ich Unglückliche!“ jammerte die Arme.

Dieser Schicksalsschlag war so schwer, dass er trotz der Fassung Hedwigs Herz beugte.

„Gott schenk ihm die ewige Ruhe und gib Trost mir Armen!“ rief sie in tiefem Schmerze.

So war mit der Trauer noch größere Einsamkeit ins Herz der schönen Hedwig eingezogen. Schnell verging die Zeit und linderte etwas den Schmerz. Als sie vernahm, dass die wilden Rebellen von den tapferen Kaiserlichen niedergeworfen seien, empfand sie darin einige Genugthuung, dass der Fall ihres Gemahles wenigstens den Sieg im Gefolge gehabt. Frau Hedwig widmete sich nun mit doppelter Liebe ihren Kindern, die starke Burg kaum jemals verlassend. Und wenn Gäste erschienen, so erblickten sie die Gräfin nicht, und der Castellan musste sehen, wie er mit ihnen fertig werde. Ihr waren eben die unschuldigen Kinder lieber, als all die Herren und kecken Ritter, die nur kamen, sie als Frau zu gewinnen mit all ihrem Geld und Gut. Oft und oft versuchte man's, doch Hedwig endlich einmal zu Gesichte zu bekommen, um ihre traute Stimme zu hören und des Herzens Liebeswünsche vor ihr ausschütten zu können. Vergebens, Hedwig blieb vor allen stets verborgen. Das ärgerte so manchen edlen Sprossen und ritterlichen Gecken gar gewaltig, doch da ließ sich einmal nichts machen, denn durch die Mauern und die starken Riegel konnte man nicht dringen. Viele wetteten, die Schöne für sich bald zu gewinnen, zogen aber stets mit langer Nase ab. Da versammelte sich eine Schar gar übermüthiger Gesellen, von welchen jeder die schöne, tugendhafte Hedwig gewinnen wollte.

„Was gilt der Preis, wenn mir's gelingt, die Holde zu erobern?“ frug Eckehard.

„Du junger Fant, das wird dir nimmermehr gelingen, denn die ist so spröde wie das Eisen“, lachte Anselm.

„Ich schwör's bei meinem Barte, dass ich die Spröde noch als Gattin führe heim!“ vermaß sich der wilde Kuno.

„Da wirst du vielleicht deine Rüstung ablegen und wie ein Floh durch's Schlüsselloch zu ihr kriechen müssen“, höhnte Adelhard, „denn Thür und Thor zu ihr sind fest versperrt“.

„Wie man's doch nur anstellen sollte, sie, das holde Weib, zur Ehe zu gewinnen?“ frug ungeduldig ein anderer.

„So nimm dir einen Hexenbesen, mache deinen Hokuspokus und fahre durch die Lüfte zu ihrem hohen Fensterlein, ein liebend Liedlein dort ihr girrend“, foppte Dagobert.

Ein dröhnendes Gelächter ertönte aus den Kehlen der Ritter.

„Wisst ihr was? Da es so schwierig ist, die Schöne zu erobern, so mach ich euch den Vorschlag, dass der, dem es gelingt, zum Eheweib sie zu küren, unser Meister werden soll“, rieth Erhart.

Stürmischer Beifall folgte. Bald darauf rüstete man sich, um Hedwig zu werben. Man hatte gehört, dass sie die Blumen sehr liebe und sich öfters im Garten aufhalte. Das machte sich der erste, der

zum Schlosse zur Werbung schritt, zunutze. Er schritt hinan als Pilger verkleidet, und wirklich erblickte er eine schöne Frau, die er für Hedwig hielt. Die Herrlichkeit des Gartens, in den er kühn eintrat, und die Schönheit des Weibes entzückten den Werber, und siehe da, die Frau Hedwig war gar nicht so abweisend, als er gedacht hätte. Er betheuerte ihr seine Liebe und bat um ihre Hand, wobei er sich auf ein Knie niederließ. Ohne ein Wort zu sagen, winkte sie ihm, sich zu erheben und bedeutete ihm mit der Hand, mit ihr weiter zu schreiten. Voller Wonne gieng er ihr nach, ihre Hand küssend. Da blieb sie plötzlich am Felsenrande stehen, und er, der Gefahr nicht achtend, trat an ihre Seite, doch ein Fehltritt, und um den Werber war's geschehen, er stürzte kopfüber in die Tiefe. Am zweiten Abende erschien ein zweiter von jenen Gesellen, am Arme eine Harfe und von eisgrauem Barte, in welcher Vermummung er durch seinen süßen Liederton und Saitenklang die Gräfin für sich zu gewinnen hoffte. Wieder nahte sie sich dem Abgrunde und der Liebessuchende fand wie sein Vorgänger den Tod. Drauf kam ein armer Bettelmann, an der Krücke mühsam daherhumpelnd, dem's niemand ansah, dass er ein Ritter sei, der eigentlich als Brautwerber daherkomme und zuerst die Verhältnisse auskundschaften wolle. Doch auch er war dem schrecklichen Tode geweiht, Bitterkeit statt süßer Liebe erntend. Ein vierter erschien am nächsten Abende

ganz als Knecht verkleidet, ein noch junger, kräftiger Mann, dem es bei dem ungewissen Gange, er wusste nicht warum, nicht wohl um's Herz geworden. Er sah im Garten Hedwig und trat zu ihr, um ihr sein liebend Herz auszuschütten. Auch jetzt nahte sie sich dem Felsenabgrunde, dem Jüngling winkend, auf dass er hier verderbe. Doch da ertönte — wunderbare Schickung — des Aveglöckleins trauter Klang. Der junge Geck, der bei all dem wilden Waffenleben und den vielen Abenteuern das Beten nicht vergessen, schlug ein Kreuz und murmelte still das Ave Maria. Kaum hatte er geendet, war auch die schöne Frau, er wusste nicht wohin, verschwunden und statt ihrer gewahrte er einen Mann mit häslich finstern Zügen.

„Schon war das Schwert gezückt, das dich in Felsengrund und zu ew'ger Pein gestoßen hätte, wenn mich dein Kreuz und dein Gebet nicht abgehalten", rief der schwarze Geist mit unheimlich drohender Stimme, worauf er verschwand.

Den Jüngling fasste Grauen und er entwich mit heiler Haut dem Schreckensorte.

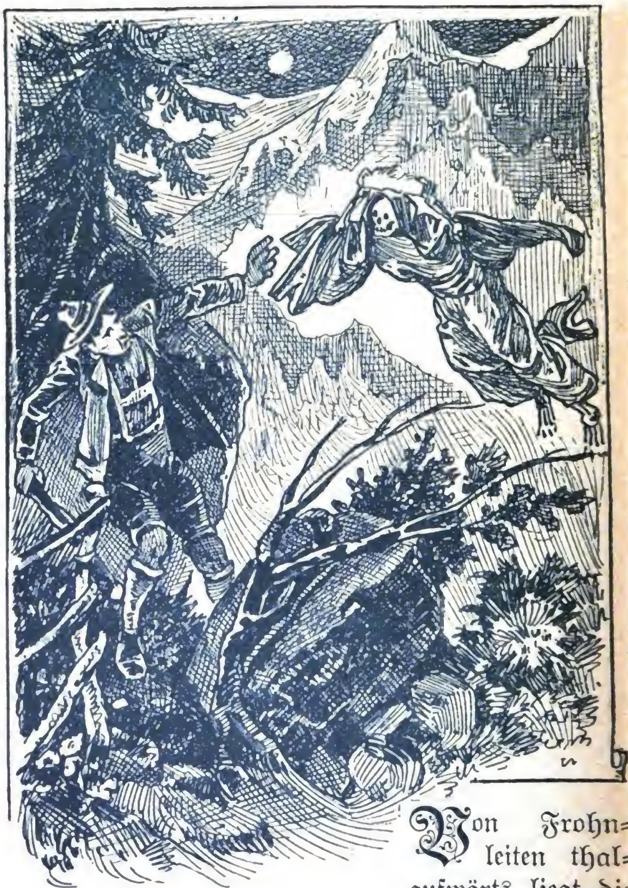
„Gott sei gepriesen", entstieg voll Inbrunst ihm der Dankesgruß, „dass deine Macht mich vor dem Untergang erhalten!"

Bald fand man auch die Leichen aller, die von der Felsenhöhe in die Mur gefallen, nicht weit vom Rabenstein entfernt, bei Judendorf am Ufer, und alles war entsetzt darüber.

Noch lange lebte Hedwig einsam und tugendhaft auf der festen Felsenhöhe, und so oft man eine Leiche in den dunklen Stromeswellen fand, so gieng gleich weit und breit die Sage: „Das hat ein Geist auf Rabenstein gethan, der alle Werber hält der schönen Hedwig fern!“



33. Der bestrafte Halter. Der Mann mit dem Rasenziegel.



Von Frohnleiten thalaufwärts liegt die

sogenannte „Schroat*)-Alm", auf der man, wie schon der Name sagt, oft jammern und schreien hörte und zwar stets in der Nacht, ohne dass man eigentlich wusste, was das zu bedeuten habe. Endlich war's allen klar geworden, dass da droben ein Geist umgehen müsse, der während der Nacht diese Klagelaute hervorstoße.

„Wenn ma nur wüsst', was ma thun sollt', dass 's da ob'n ruhig wird," meinte der Huber Michl zu seinem Nachbar.

„Ja, weißt, ich mein halt, wir lass'n durch einen, der a Courage hat, den Geist verbannen," rieth dieser, der den Namen der blade Franzl führte.

„Die G'schicht dauert mir schon zu lang, und grad bei meiner Halterbubenhütt' muss der Krawall in der Nacht immer losgeh'n. D' Leut trau'n sich gar nimmer aufi", klagte der Michl.

„Da heißt's halt Geduld hab'n, bis wir den Richtig'n find'n, der die Sach' versteht," redete der dicke Franzl dem Michl zu.

Und richtig kam eines Tags der Mann, der die Sache zum gedeihlichen Ende brachte. Es war ein reisender Handwerksbursche, der abends im Wirtshause von der Geschichte hörte.

„Aufgepasst, Leutl, die Sach' werd ich in die Hand nehm'n. Hab auf meinen Reis'n schon viel's

*) schreiende.

g'seh'n und g'hört und werd' mit Gottes Hilf' auch den Schreier von der Alm herunterkrieg'n", rief er.

„Wann's dir gelingt, dann kannst bei uns drei Woch'n ess'n und trink'n, was d' willst", versprachen ihm die erfreuten Bewohner.

Der Bursche jubelte, denn er hoffte, dass er dem Küchenmeister Schmalhans für einige Zeit den Laufpass werde geben können. Er machte sich gleich am nächsten Abende auf den Weg zur Halterbubenhütte auf der Schroat-Alm, wobei ihm die besorgten Leute allerlei Verhaltungsmaßregeln mitgaben.

„Habt's nur keine Sorg', Leutl, denn ich kenn' mich schon aus", beruhigte er sie.

Oben angekommen, begab sich der Bursche in die Hütte und wachte bis zur kritischen Zeit. Er dachte über die Geschichte des Halterbuben, die ihm die Leute erzählt hatten, nach. Derselbe hatte nämlich einmal aus Uebermuth von der Höhe der Schroat Alm auf eine Kuh einen Stein niedergelassen und dadurch dieselbe erschlagen, während er zu Hause erzählte, der Stein hätte sich selbst losgelöst und die Kuh getödtet. Dadurch hatte der Besitzer einen großen Schaden erlitten. Als nun der Halter in der Hütte starb, fieng's daselbst zu geistern und zu schreien an. Dies hatte sich der nun in derselben Hütte wachende Handwerksbursche nochmals überdacht. So kam die Geisterstunde, und der Wachende sah Schreckliches, so dass er vor Angst aus der

Hütte entlief und von Ferne dem Spucke zusah. Der Bursche sah nämlich, wie mehrere finstere Männer mit Gewalt einen andern herbeischleppten, ihn mit Messern furchtbar zerstückelten, wobei der Gemarterte jammerte und rief:

„Ich bin der Halter, der die Kuh erschlagen. Wenn mich doch jemand erlösen wollte von der Strafe, die ich für meinen Muthwillen erleide. Eine Messe, von meinem Erbtheile gezahlt, würde mich, wenn auch der Schaden dem Besitzer des verlorenen Rindes gutgemacht wird, von meiner Pein erretten."

Der Handwerksbursche hatte genug gehört, er eilte zum Dorfe und erzählte das Gesehene und Gehörte den Bewohnern des Thales. Als man dann dem Wunsche des Halters nachkam, soll wirklich Ruhe eingetreten sein, während der Bursche sich an der Freikost durch drei Wochen erfreute.

Gieng da eines Abends ein etwas Angeheiterter in die „Gams" bei Frohnleiten. Der Mond schien silberhell und die Sternlein funkelten, dass es nur so eine Freude war. Auf einmal sah der nächtliche Wanderer eine Gestalt auf sich zukommen, die einen Rasenziegel auf dem Kopfe trug und immer größer und größer wurde. Dem Angeheiterten ward ganz bange zu Muthe, und bald war er vor Schrecken ganz nüchtern geworden. Da stand ihm bereits die merkwürdige Gestalt gegenüber und fasste ihn,

während er sich am Zaune hielt, von gewaltiger Angst geschüttelt.

„Wo muss ich ihn hinwerfen, wo muss ich ihn hinwerfen den Rasen?“ frug der Geist — ein solcher war es offenbar — mit dröhnender Stimme.

Die Frage kam dem Angefallenen, der etwas Schlimmeres erwartet hatte, sehr spassig vor, und er war nicht faul, zu antworten:

„Wirf ihn hin, wohin du willst!“

Darauf ergriff die Gestalt den Rasenziegel mit beiden Händen und warf ihn weit von sich weg.

„Gott sei Dank, jetzt bin ich von meiner Last befreit, denn wisse, dass ich zur Strafe dafür, dass ich bei meinen Lebzeiten dem Grenznachbarn die Grenzsteine versetzte, nach meinem Tode dieses Rasenstück fort und fort in der Nacht herumschleppen musste, bis du, dem ich eben diesen Grenzschaden verursachte, mich endlich heute errettet hast. Hab vielen Dank!“

So rief der Geist und verschwand zum Erstaunen des so plötzlich Ernüchterten.



34. Gefundene Grabesruh. Ein sonderbarer Hase.



In der „Gams“ stand in der Nähe des Schmiedes ein Kreuz, bei welchem man in der Nacht oft einen merkwürdig aussehenden Mann graben sah. Neugierig, was denn derselbe

eigentlich wolle, thaten sich einmal mehrere beherzte Leute zusammen, um der Sache auf die Spur zu kommen.

„Ich mein', der sucht einen Schatz, den ma da amal vergrab'n hat", sagte der eine.

„Das glaub' ich nit, er sieht ja nix in der stockfinstern Nacht, denn Licht hat er ja keins bei sich", meinte ein anderer.

Bei solchen Gesprächen war man in die Nähe des Kreuzes gekommen, wo richtig wieder die sonderbare Gestalt herumgrub.

„Wo soll ich denn hingraben, wo soll ich denn hingraben?" frug zum Staunen aller der Geheimnisvolle.

„Grab' halt ein Loch, wo du willst, leg' dich 'nein und mach's dann zu!" rief ein vorwitziger Geselle dem Grabenden muthwillig zu.

Und wirklich schaufelte letzterer in aller Eile ein breites Loch in die Erde, kroch hinein und rief die Worte:

„Ich bin erlöst von meiner Ruhelosigkeit, denn unbegraben lag ich nach meinem Tode im Walde, bis ihr mich der Ruhe des Grabes übergabt!"

Alle erschracken darüber und liefen eiligst davon. Am anderen Tage aber soll man in der Grube beim Kreuze einen unbekannten Leichnam gefunden haben, den man dann kirchlich beerdigte, worauf der Spuck ein Ende hatte.

Am Florianitage wollte gerade die Wolkenbruch-Lisl mit ihren Hausleuten, worunter sich auch ein Schneider befand, aus dem Hause gehen, um, wie's hier in der Gams Sitte war, einer Messe beizuwohnen, denn auf Sanct Florian, den Schützer vor Feuer und Noth, hielten die Leute gar viel. Wie also die kleine Schar aus dem Hause trat, da sauste ein Hase, von einem Hunde verfolgt, mit Blitzesgeschwindigkeit an ihnen vorüber gerade in den offenen Stall hinein. Man lief ihm nach und sah noch, wie sich Vetter Lampe in die hoch aufgeschichtete Streu verkroch, seine Haut in Sicherheit bringend, während die Wolkenbruch-Lisl sehr erschrocken that und sich in einem fort bekreuzte.

„'s hat was zu bedeut'n, dass der Has grad jetzt, wo wir in die Mess' geh'n, hereinhupft", meinte sie beunruhigt.

„Ah was nit gar!" sagte ein anderer, während der dürre Schneider vorläufig gar nichts sagte, sondern nur pfiffig vor sich hinlächelte.

Man schloss den Stall fest zu, in der Meinung, der Hase könne jetzt nicht mehr entwischen, und gieng zur Messe. Die Lisl, der ihr Mann unlängst gestorben war und die bei seinem Tode, da sie mit ihm nicht gut ausgekommen, im Stillen die Worte ausgerufen: „Gott sei Dank, dass ich ihn los bin!" musste während der Messe fortwährend an ihn denken. Ueber letzteres erzählte sie nun am Heimwege ihren Leuten und brachte auch wieder das

Gespräch auf das merkwürdige Zusammentreffen mit dem Hasen.

„Wisst's auch, Wolkenbruch-Lisl, was ich glaub?“ frug der Schneider, sehr geheimnisvoll thuend.

„Na, was wär's denn B'sonder's? So sag's doch!“ drängte die Lisl.

„'s hat noch später Zeit!“ meinte er, indem er absichtlich die Neugierde anspannen wollte.

„'s wird nit viel G'scheidtes sein“, meinte der eine geringschätzig.

„Wir möchten's aber doch gern wiss'n!“ thaten die anderen neugierig.

Der Schneider sagte aber noch nichts, und so war man wieder zu Hause angekommen, wo der erste Gang dem Stalle galt, um den eingesperrten Hasen zu fangen. Der eine legte Lodenjoppe und Weste ab und durchstöberte den Stall, sowie den Streuhaufen, in den sich der Hase verkrochen, während die anderen darauf lauerten, Vetter Lampe zu fangen. Vergebens, der Hase war und blieb verschwunden, so dass die Leute staunten, wie er denn habe entlaufen können.

„Was glaubt's also, was ich mein'?“ frug abermals der geheimthuende Schneider.

„So sag's endlich amal!“ drängte die Lisl ungeduldig.

„Ich glaub' halt, der Has der aus dem zug'spirrt'n Stalle so merkwürdig verschwunden is, is nix anders, als a Deuter von Euerm verstorb'nen

Mann, für den Ihr eine Meſſ' ſollt leſen laſſ'n, daſs er in ſein Grab a Ruh hat," ſprach der Schneider feierlich.

„Wär's möglich!" rief die Lisl beängſtigt.

„Ich ſag's Euch, 's iſt ſo!" behauptete mit ernſter Miene der Schneider.

Die Lisl, welche auf Anzeichen etwas hielt und der die Sache mit dem Haſen wirklich nicht recht vorkam, ließ, um vor ihrem Manne ein für allemal Ruhe zu haben, in der That eine Meſſe leſen. Dem pfiffigen Schneider aber war's durch Liſt gelungen, das zuſtande zu bringen, was die Abneigung der Lisl gegen ihren Mann und der Geiz früher nicht zugelaſſen.



35. Der geschlichtete Erbstreit.



Kurz darauf gieng der obige pfiffige Schneider an einen andern Ort und zwar in den Hennrichhof auf die Stöhr, um da den Leuten allerhand Kleidungsstücke anzufertigen. Der Schneider fand aber hier große

Uneinigkeit, das eine zankte mit dem anderen, denn jede Person wollte just das beste Stück nach der ohne Testament verstorbenen Großmutter haben.

„Das woll'ne Tuch g'hört mir und die neuen Schuh' auch, die Großmutter hat s' mir am Sterbebette versprochen“, schrie die Resi.

„Und ich nehm' mir die silberne Uhr und die gelben Schnallen“, meinte der Toni.

„Das leid' ich nit, dass der Toni das Schönste und Beste kriegt, ich will auch 'was davon haben“, stritt dagegen der Sepp.

Kurz, es war keine Einigkeit zu erzielen, und jeden Tag gab's Stänkereien und Schimpfereien, weil justament der eine das verlangte, was dem andern recht war.

„Leutl, ich bitt euch, streit's euch nit, sondern theilt's euch lieber friedlich in den Nachlass“, suchte der Schneider zu schlichten, ohne dass man auf ihn achtete.

„Die Gas soll lieber nah'n und 's Maul halten, 's geht sie die Sach' nix an“, brummte man den Wohlmeinenden an, der sich aber zu rächen beschloss und zeigen wollte, dass er alle noch in den Sack stecken werde.

„Da hast auch was von der Erbschaft, vielleicht kannst's noch brauchen.“

Damit reichte man dem Schneider ein kleines Papierpäckchen, dessen Inhalt den Leuten ganz nutzlos schien. Der so Beschenkte öffnete dasselbe und fand darin Kampfer.

„Werd' ihn schon brauch'n und euch noch a Lichtl anzünden, dass 's alle noch amal g'scheidt werd's", rief er, über das Geschenk beleidigt, den Leuten zu.

Man lachte über den g'spassigen Schneider und dachte an nichts weiter. Da kam der Abend, und man setzte sich, da es sehr mild war, vor's Haus ins Freie. Die Stunden vergiengen. Da erblickte man drüben in der Nähe des Kreuzes merkwürdige Flammen aufzüngeln, die immer größer und größer wurden und unheimlich anzusehen waren. Alle waren erstaunt über die Erscheinung und näherten sich dem Kreuze, um die Sache zu untersuchen. Doch plötzlich erloschen die Flammen ebenso schnell, wie sie entstanden waren, und man fand, als man herzugetreten, von einem Brande keine Spur. Da trat der Schneider, den man früher nicht gesehen, zu den Leuten hinzu.

„Da geht's nit mit recht'n Dingen zu!" meinten diese.

„Mir scheint auch!" stimmte der Schneider bei.

Am zweiten und dritten Abende beobachtete man dieselbe Erscheinung, und das dauerte so durch acht Tage hindurch. Das ward den Leuten zu arg.

„'s thut onaweigeln!" flüsterten sie, sich bekreuzend.

„Ich wüsst wohl, was das Ding zu bedeut'n hat", meinte der Schneider, der bei dem geheimnisvollen Feuer immer spöttisch gelächelt hatte.

„Um Gott's Willen, was ist's denn also?“ frugen die Erschreckten, die sich in der Nacht gar nimmer hinaustrauten, sondern bei verschlossenen Läden in der Stube hocken blieben und nach dem Schlafengehen die Decke bis über die Ohren hinaufzogen.

„Ich glaub halt, das deut' g'wiss auf die verstorbene Großmutter, die jetzt weg'n des Streit's in der Ewigkeit leiden muss,“ rief der Schneider in überlegenem Tone und mit der Miene eines Weisen.

Darüber war man nicht wenig erschrocken und zankte sich späterhin aus Angst vor dem Gehörten nicht mehr um die Verlassenschaft. Aber auch das Feuer beim Kreuze war von der Zeit an nicht mehr zu sehen, und der pfiffige Schneider lachte verstohlen, dass es ihm durch Anzünden des Kampfers gelungen war, den ihm so lästigen Hader zu verbannen.



36. Das Lurloch.



Nicht bloß das anziehende Volksleben, die Burgen und Landschaften, sondern auch die mannigfachen Naturmerkwürdigkeiten der schönen

grünen Steiermark erwecken das Interesse des beobachtenden Fremden in hohem Grade. Letzteres gilt namentlich von dem immer noch zu wenig besuchten Schöckelgebiet, das durch reißende Bäche auf weite Strecken ausgehöhlt ist, weshalb man hier eine Reihe zum Theil noch unerforschter Tropfsteinhöhlen findet, von welchen an dieser Stelle nur das sogenannte „Wildemannloch“ bei Peggau und das berühmte „Lurloch“ bei Semriach genannt werden sollen.

Es war an einem heißen Sommertage, als wir von Peggau aus zum Lurloch aufbrachen. Im Schatten von duftenden Kiefern und Tannen gieng's bergan. Links unten erblickten wir auf einer Felsenhöhe die ungemein malerische Ruine von Peggau, in und auf deren zerfallenem Gemäuer Bäume und Sträucher wuchern. Der Zahn der Zeit hat dem ehemals festen Baue hart zugesetzt, der ein Bild zerfallener Macht des alten, kraftbewussten Ritterthums bietet. In vollen Zügen den würzigen Harzduft athmend, gieng's vorwärts, als von der Ferne das Krachen des Donners ertönte. Doch das drohende Unwetter hielt unseren Weg nicht auf. Steil hieß es dann über die sogenannte „Taschen“ hinansteigen, worauf wir, auf der Höhe angelangt, einen lieblichen Rundblick über Berg und Thal, Auen und Ortschaften hatten. Nach längerer Wanderung waren wir in Semriach angelangt, in dessen Nähe das berühmte Lurloch liegt. Das Unwetter war inzwischen mit furchtbarer

Gewalt losgebrochen. Wir fanden gute Herberge. Schlafend und träumend von den Abends zuvor mitgetheilten Schrecken, die man bei Eröffnung des Lurloches ausgestanden, wollten wir bis in den Tag hineinschnarchen, denn wir waren von den vorhergegangenen Wanderungen etwas müde. Doch wir wurden aus Morpheus' Gewalt ziemlich ungestüm gerissen, denn draußen klopfte und rief es. Wir krochen also, wenn auch etwas mürrisch, aus den Federn und rieben uns den Schlaf aus den Augen. Nach dem Kirchenbesuche giengs Nachmittag, als sich das Wetter gebessert, ins Lurloch, ins vielberühmte und vielbeschriebene.

In den Tagen vom 28. April bis zum 7. Mai im Jahre 1894 gieng's hier, wie mir ein Augenzeuge erzählte, nicht so still und friedlich zu, als heutzutage. Am ersteren Tage waren nämlich die sogenannten „Höhlenforscher“ aus Graz ins Lurloch gestiegen, um es näher zu ergründen. Zuvor hatte es aber lange derart geregnet, dass den eingestiegenen „Forschern“ der niedrige Eingang durch das angeschwollene Wasser verstopft wurde und dass sie sich genöthigt sahen, sich in vom Eingange aus höher gelegene Höhlenpartien zu flüchten. Die Aufregung der Eingeschlossenen stieg mit dem Wasser, Lebensmittel waren zwar vorhanden, aber nicht für so lange Zeit vorgesehen, als der Höhlenaufenthalt dauern sollte. Düster flackerten die Kerzen, dumpf war die Luft in der grausigen Höhle, schwarze Abgründe von

schrecklicher Tiefe gähnten in der Nähe, und der angeschwollene Lurbach durchdonnerte brausend sein Bett. Unter Schrecken vergieng ein Tag und so die andern, ohne dass das Wasser gefallen wäre und den Eingang passierbar gemacht hätte.

Bald ward es bekannt, dass in der versperrten Höhle Menschen säßen, und so sammelte sich schnell eine Maße von Neugierigen vor dem Eingange. Man konnte sich die Lage der Eingeschlossenen nur zu gut vorstellen, und es machte sich deshalb bald das größte Mitleid und das Streben, sie zu befreien, geltend. Der Herr Pfarrer von Semriach kam auf den guten Gedanken, in ein Kistchen Lebensmittel zu verschließen und sie durch den Bach hineinzuschicken. Und wirklich entdeckten die Eingesperrten, die ja das Wasser genau beobachteten, beim Kerzenscheine die merkwürdige Sendung und waren darüber nicht wenig erfreut, wussten sie doch nun, dass man von außen her für sie in Action trete. Unterdes strömten, durch das Gerede angelockt, immer mehr Neugierige herbei, so dass das enge Thal vor der Höhle, sowie die Berglehnen wie ein Theater bald besetzt waren. Nun wandte man sich an die politische Behörde, die alsbald Militär herbeisandte, welches einen Cordon zog, damit die Rettungsarbeiten nicht gestört würden. Auch eine Abtheilung Pionniere erschien unter dem Commando eines Oberstlieutenants und begann sofort mit den nöthigen Vorkehrungen. Sogar die bekannte Firma Siemens

und Halske etablierte sich hier, um an Drähten durch das angestaute Wasser Glühlichter in die fürchterliche Höhle hineinzulassen und den Gefangenen wenigstens genügend Licht zu verschaffen. Doch gelang der Versuch nicht. Bei der Masse von Menschen und dem Gedränge musste auch die Sanität kommen, wie denn auch nicht minder der Chef der Wiener Rettungsgesellschaft mit einigen seiner Leute am Platze war. Natürlich war zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung auch viel Gendarmerie aufgeboten worden, sowie denn auch Bergleute mit einem Beamten herbeigeholt wurden, um zu helfen, wo zu helfen sei.

Je mehr die Zeit vorschritt, desto bekannter wurde die Sache in aller Welt und lockte immer noch mehr Menschen herbei: Techniker und Gelehrte, Höhlenforscher und Beamte, Mitleidige und Spötter, Rathgeber und Kritiker, Journalisten und Correspondenten, letztere theils urgermanische, theils romanische und theils auch knoblauchduftende. Semriachs ganze Umgebung war auf den Beinen, die meisten Orte Steiermarks, alle Provinzen Oesterreichs und ausländische Reiche waren hier vertreten, und alles wartete mit Spannung der kommenden Dinge. Steiermarks Journale und Bewohner wussten von nichts anderem zu reden, als vom Lurloch. Um die Hungrigen zu befriedigen, entstanden ringsum Buden, die Lebensmittel, Erfrischungen und Spirituosen feilboten, ferner wurden Bivouake fürs Militär und

die technischen Arbeiter errichtet, kurz eine förmliche Ansiedlung entstand. Dabei wurden Felder niedergestampft, Beschädigte erschienen jammernd und klagend, und donnernd krachte es bei den Sprengungsarbeiten, so dass die Verwüstung und Aufregung in einem Kriege nicht schlimmer hätte sein können. Um der Bedrängnis bezüglich leiblicher Bedürfnisse abzuhelfen, schickten wohlhabende Grazer ganze Wägen mit Proviant ,und besonders der Herr v. Reininghaus that sich hervor.

Das verderbenbringende Wasser aufzuhalten, errichtete man unweit von Semriach Dämme, wobei man von dem Gedanken geleitet war, dass, — während sich das Wasser in den einzelnen Dämmen fülle und somit für einige Zeit vom Höhleneingange abgeschnitten werde, — man eiligst ins Lurloch eindringe, um die Gefangenen herauszubringen. Doch wurde damit kein Erfolg erzielt, weil einerseits die Terrainschwierigkeiten und andererseits die Menge und Kraft des dahinschießenden Wassers diese Action unmöglich machten. So ward auch das Telephon überflüssig, das man vom ersten Damme über die andern hinweg bis zur Höhle deshalb etabliert hatte, um die Retter, wenn sie, nach Absperrung des Wassers durch eben diese Dämme, in die Höhle gedrungen wären, beim Uebertreten des Wassers sofort zu alarmieren und zum schleunigen Verlassen des Lurloches zu bewegen. Auch erschienen einige von Triest telegraphisch berufene Taucher, um ihre Kunst

zu versuchen und unter dem Wasser ins Lurloch zu bringen. Man versprach sich davon einen entschiedenen Erfolg. Doch so energisch auch diese Männer tauchten und sich ernstliche Mühe gaben, ins Lurloch konnten sie nicht. Immer krochen sie wieder zurück mit dem Bemerken, es sei unmöglich, hineinzukommen. Man musste ihnen die vierhundert vereinbarten Gulden blank auszahlen, und die italienischen Taucher lachten sich ins Fäustchen, dass die Paar Tage am Lurloch für sie ebenso viele fette Tage geworden. Sie legten ihre Apparate ab, zogen ihre Rüstungen aus und dampften unverrichteter Sache vergnügt nach dem Süden.

Die Rettung brachten endlich die Sprengungen, welche die Bergleute vornahmen und die im Innern von den erfreuten Gefangenen gehört und zu ihren Gunsten gedeutet wurden. Anfangs war man über die Richtung des einzutreibenden Stollens uneins, bis der Herr Pfarrer von Semriach, dessen Localkenntnissen man vertraute, die richtige Direction angab. Beim Krachen der Sprengungen mussten sich die Eingeschlossenen wieder weiter zurückziehen, und es war ein Glück zu nennen, dass sie die in dem Kistchen hineingeschickten Kerzen erhalten hatten.

So war der 7. Mai gekommen, und die Sprengungen erdröhnten, ein ganz gewaltiges Echo innen und außen weckend. Die Aufregung der tausendköpfigen Menge, welche der Cordon mit Noth zurückhielt, war aufs höchste gestiegen, erwartete man doch,

in den nächsten Augenblicken die Eingeschlossenen zu sehen. Waren sie bereits todt, dem Hunger zum Opfer gefallen, oder lebten sie noch, unter den Schrecken der Höhle zu Skeletten abgemagert und zu Jammergestalten zusammengefallen? Diese Fragen schwebten auf aller Lippen, und die meisten fürchteten das erstere. Die Sanität, sowie eine Abtheilung des rothen Kreuzes stand mit Lebensmitteln, Spirituosen und anderen Sachen bereit, um die Gefangenen des Lurloches, falls sie noch lebten, in ihre Pflege zu nehmen. Das Ende des Stollens war durchschritten, jetzt nahte die Entscheidung.

„Lebt ihr noch?“ rief man mit erregter Stimme durch die Öffnung hinein.

„Ja!“ erscholl's zurück zum Staunen und zur Freude der opfermüthigen Retter.

Man kroch eilends durch die Oeffnung in die Höhle, welche unter dem Lichte der Retter erstrahlte und fand wirklich noch alle am Leben. Die Freude der Geretteten, an der Spitze stand Herr Fasching aus Graz, — war eine große, als sie wieder das wonnige Licht des Tages erblickten und die würzige Tannenluft des Thales einsogen. Die Meinung der Leute, Jammergestalten vor sich zu erblicken, war hinfällig geworden, denn die Eingeschlossenen waren, wenn auch durch die Beängstigung und die bereits sich geltend machende Entbehrung in Speise und Trank ermattet und bleich, doch in viel leidlicherem

Zustande, als man geglaubt hatte. Nur einer soll sehr angegriffen gewesen sein.

So war also die große Rettungsaction vollbracht, eine Action, die nicht bloß ein ganzes Land, sondern sogar ein Reich und zum Theil auch das Ausland in Bewegung gesetzt hatte. Die Verheerungen, welche durch die Rettungsarbeiten angerichtet worden, waren, als man den großen Schauplatz übersah, nicht so unbedeutend. Es mussten nun ziemlich hohe Entschädigungen an die Betroffennen ausbezahlt werden, worunter besonders die Besitzer jener Gründe waren, auf denen man Dämme errichtet, und jene Besitzer, welche durch die Wasserstauungen an den Häusern Schaden erlitten hatten. Das Jammern derselben und das Protestieren gegen die Dammerrichtungen waren damit verstummt. Aber auch viele Eigenthümer niedergestampfter Felder und Wiesen meldeten sich aus der Umgebung des Lurloches wegen Schadenersatz, der in der That keinem Betroffenen vorenthalten wurde.

Die Wirte von Semriach hatten in dieser Sturm- und Drangperiode eine wahrhaft entsetzliche Küchenpein durchzumachen. Tag und Nacht hindurch dauerte der Fremdenrummel, in den Küchen riß man den Köchinnen die kaum halbfertigen Speisen aus den Händen, viele konnten gar nichts bekommen und boten große Summen für etwas Genießbares, während sich die Gescheiteren Lebensmittel mitbrachten, um während ihrer Anwesenheit beim Lurloch nicht

zu verhungern. Da es auch unmöglich war, alle Fremden in Semriach einzuquartieren, so schliefen gar viele im Freien in ihren Wägen, in denen sie gekommen waren, um von den steilen Bergwänden zu beiden Seiten der Höhle wie in einem Theater die Vorgänge zu beobachten und die Aufregung mitzumachen. Nach vollbrachter Rettung umdrängten erst recht die Correspondenten vieler Zeitungen die Augenzeugen, um die Wahrheit über die Geschehnisse zu erfahren, und Boten und Telegramme flogen hin und her und brachten die Neuigkeiten mit Blitzesgeschwindigkeit in alle Welt. Der Herr Pfarrer von Semriach, der an dem Rettungswerke so hervorragenden Antheil genommen, erzählte mir, dass besonders er von neugierigen Journalisten bestürmt worden sei, Auskunft zu geben. Von eben diesem Herrn Pfarrer stammt auch eine Geschichte und Beschreibung des Lurloches.

Die Kosten der ganzen Action sollen ziemlich bedeutende gewesen sein. Die Grotte aber wurde, damit nicht etwa wieder jemand verunglücke, durch die politische Behörde amtlich gesperrt und erst später wieder auf wiederholtes Drängen und vielfache Bemühungen seitens einflussreicher Persönlichkeiten geöffnet. Man hatte unterdes Gelder gesammelt und machte die Höhle alsbald dem allgemeinen Besuche zugänglich. Schon vor dieser Eröffnung waren, durch die Zeitungen angelockt, ganze Völkerwanderungen hiehergeströmt, so an Christihimmel-

fahrt 20.000 Menschen, alle Gastwirte in Verzweiflung stürzend. Auch hatte sich eine internationale Gesellschaft aus Wien gemeldet mit dem großmüthigen Angebot, das Lurloch passierbar zu machen. Man wies aber das Angebot der fremden Speculanten ab und behielt mit Recht das Unternehmen und den Gewinn für heimische Zwecke.

Wir steigen nun endlich ins Lurloch hinein. Ein hübsches, grünes Thal, welches ein hoher Felsriegel plötzlich absperrt, führt uns dahin. Vor diesem Felsriegel, den der Lurbach durchfliesst und durch den wir eben die Höhle betreten, sind mehrere Bretterbuden aufgestellt. Wir lösen Billete, kaufen uns eine Erfrischung und schließen uns der sich angesammelten Gesellschaft an. Zunächst geht's in die Vorhöhle und in den Schlurf, worauf wir in den Kamin und in die Höhle der Eingeschlossenen gelangen, wo die Gefangenen vom 28. April bis zum 7. Mai sich aufhielten. Schon begegnen wir einzelnen schönen Tropfsteingebilden, die nach ihrer Form verschiedene Namen führen, so erblicken wir die Rosenknospe und ein wunderliebes Krippl mit der Madonna von täuschender Aehnlichkeit. Weiter ist der goldene Vorhang oder Draperie d'or, die Flimmermauer, ein altdeutscher Kachelofen und das Palmenhaus zu erwähnen, in welch letzterem man förmlich die schlanken Bäume der Wüste zu sehen vermeint.

Ferner fallen uns die Traube, die Orgel und der Wasserfall auf, prächtige weiße Tropfsteingebilde, die ihre Namen wohl verdienen. In der Bären-grotte fand man die Skelette von 7 Höhlenbären, wozu dann noch weitere 30 aus anderen Grotten-partieen kamen. Weiters sehen wir die sogenannte Quaste und die Schleierwand. Nun geht's in die Brüdergrotte, wo sich zwei menschenähnliche Gestalten die Hände reichen. Ferner ist der Osterleuchter und der Baldachin zu erwähnen, der prächtige Formen aufweist. Einsam und verlassen steht auf einem Fels der Berggeist. Nun sind wir bereits im großen Dome angelangt, einer großartigen Höhle. Sie mißt nicht weniger als 112 m in der Länge, 30 m in der Höhe und 80 m in der Breite. Wir staunen darauf die Regimentsfahne an, das schönste Flach-gebilde der Grotte, das, bengalisch beleuchtet, von höchst überraschender Naturtreue ist. Wunderhübsch ist auch die Wandfontaine, aus deren Gebilden man förmlich das Wasser sprudeln sieht. Es folgt nun die schöne- oder Familiengrotte, wo allerhand Kar-fiol-, Pilz- und andere Gebilde unser Auge er-freuen. Interessant ist der Anblick der Glocke und das Einsiedlerplateau mit dem großen Einsiedler. Wir gelangen sodann in den Tartarus, in eine schauerlich wilde Partie mit furchtbaren Klüften und großen Felsstücken, in eine Höhle von unheim-licher Düsterheit. Hier thront die Ritterburg auf einer Felsenhöhe, hier ragt der Erker von einer

Wand hinaus und hier steht der Heuschober. Schließlich folgen die Klamm und der Tropfsteintrichter als letzte Partieen. Vor dem Ende der Höhlen thront hoch oben das Belvedere in lieblicher Pracht im graden Gegensatze zur finstern Wildheit des Tartarus. Steil, sehr steil steigt man auf einer Stiege hinan wie auf einer Himmelsleiter, worauf sich einem die ganze Herrlichkeit und Lieblichkeit einer Tropfsteingrotte entfaltet. Vorne steht man wie vor einem Geländer, in die grausige, zerrissene Tiefe des Lurloches hinabblickend. Gewunden wie durch eine Ohrmuschel führt der Weg vom Belvedere nur eine ganz kurze Strecke vorwärts. Sehr deutlich sieht man zunächst einen Elephantenkopf mit Rüssel, Ohren und Stoßzähnen aus den Tropfsteinen heraus. In der Riesenhalle, einer hochinteressanten Grotte, angelangt, sieht man den Riesen, einen Tropfstein von 9 m Umfang und 13 m Länge von der schiefen Decke frei herabhängen. Er soll der größte unter allen seinesgleichen sein (soweit nämlich die Entdeckungen reichen) und macht einen gewaltigen Eindruck. Das Ende der Riesenhalle bildet der Tropfsteinwasserfall. Bei der Entdeckung des Belvedere fand man einen köstlichen Tropfsteinbecher, in dessen Innerem hellglänzende Calcit-Kristalle gelagert waren. Nun steigen wir wieder langsamen Schrittes hinunter in die schauerliche Wildnis des Tartarus. Unten im Angesichte des Belvedere angelangt, wird dasselbe bengalisch be-

leuchtet und erstrahlt wie ein liebliches Himmelszelt in schimmernder Pracht hoch über uns. Langsam wallen wir zurück aus dem Lurloch, nochmals die merkwürdigen Gebilde, die phantastischen Stalagmiten und Stalaktiten bewundernd und große Eindrücke mit uns nehmend. Bald aufwärts, bald abwärts und bald geradeaus steigend, gelangen wir so ans frohe, herrliche Tageslicht und hören wieder das stille, sanfte Rauschen des Lurbaches, eines zahm dahinfließenden Wässerchens, dem man's gar nicht ansehen möchte, was für Verheerungen es dereinst angerichtet.

Das Lurloch mit seinen geheimnisvollen Höhlen lebt auch im Aberglauben des Volkes, welches dorthin das Walten unsichtbarer Geister versetzt. So gieng eines Tages einer Bäuerin die beste Henne durch, worüber erstere sehr betrübt war.

„Ach, das brave Viecherl, wer weiß, was ihm g'scheh'n ist!“ klagte sie, da ihr die Henne ordnungsmäßig im Sommer täglich ein schönes Ei legte und ihr daher sehr theuer war.

Die Verlorene suchend, gieng sie überall herum und kam dabei auch ins nahe Lurloch, wohin sich die Henne ja am Ende verirrt haben konnte. Und richtig hörte sie da die Henne ängstlich gackern. Im Zwielichte der Höhle, in welche sie noch nicht weit eingedrungen war, erkannte sie nach einiger Zeit wirklich die Henne als die ihrige und sah in

deren Nähe einige weiße kleine Gegenstände, welche nichts anderes als Eier waren. Sie staunte nicht wenig über das Sonderbare, dass ihre Henne in einem Tage mehrere Eier gelegt und schrieb dies niemand anderem als dem Lurlochgeist zu.



37. Der Schatz am Schöckl.*)



Vor langen Zeiten gieng eines Tages ein Bäuerlein am Schöcklkreuz vorüber. Es machte ein gar betrübtes Gesicht, denn Kummer und Sorge bedrückte sein Herz.

*) Theils nach Erzählungen eines Wirtes, theils nach den „Stubenberg'schen Memorabilien" im Grazer Archive.

Nachdem es vor dem Kreuze den Hut gezogen, kam es weiterschreitend zu einem Gebüsche, aus dem ihm plötzlich ein kleines, graues Männlein entgegenschritt, wie der Bauer ein solches in seinem Leben noch nicht gesehen.

„Wohin des Wegs, Alter?“ frug der Zwerg.

„Nach Graz!“ antwortete der Bauer, den Kleinen erstaunt angaffend. „Doch wer bist denn du eigentlich, kleines Männlein? Hab mein Lebtag kein solch Zwerglein gesehen,“ rief er nach einer Weile.

„Ich bin ein Mann der Berge, der Schöckl ist meine Heimat,“ antwortete der Gefragte.

„Der Schöckl? Da weiß ich kein Haus, meiner Treu, da musst du höchstens in einer Höhle wohnen,“ meinte der Bauer neugierig.

„Lass das Fragen, Alter, und sag' mir lieber, was du in Graz machst?“

„Soll die leidige Steuer zahlen, weiß aber nicht, woher. 'S geht mir schlecht und hab kein Geld.“

„Hast also viel Sorge, wie ich dir's gleich vom Gesichte gelesen?“ frug der Zwerg.

„'S ist schon richtig. Bin überall herumgerannt und hab mir Geld woll'n ausleih'n, aber nirgends eins kriegt.“

„Dir soll geholfen werden, Armer!“

Der Bauer machte große Augen. Was, das kleine, armselige Männlein sollte ihm helfen? Das hielt er nicht für möglich.

„Komm mit mir!“ befahl der Zwerg.

Neugierig gieng der Bauer mit dem Kleinen zum Kreuze zurück.

„Nun höre und handle! Du wirst gleich viel Geld haben, nimm's und verwende es gut!"

Der Bauer riss den Mund vor Staunen auf und schaute den Zwerg groß an.

„Hab keine Angst, sondern geh nur beherzt mit mir, denn 's wird dir kein Leids geschehen!" rief ihm der Merkwürdige zu.

Man war zu einer Hollerstaude gekommen, hinter welcher man eine große Thür sah. Neben ihr hingen zwei Schlüssl.

„Nimm die Schlüssel, Mann, und sperr auf!" befahl der Zwerg.

Der Bauer sperrte auf und man trat in einen schön gewölbten großen Saal, in dem man nichts als zwei große Kohlenhaufen fand. Beim Weiterschreiten sah der Bauer in einem zweiten, kleineren Gewölbe ebenfalls zwei Kohlenhaufen, und als man endlich im dritten Saale angelangt war, der dem vorhergehenden gleich sah, erblickte der Schützling des Zwerges sieben große Truhen, auf deren mittlerer ein großer schwarzer Hund lag. In das mittlere Gewölbe zurückschreitend, nahm der Zwerg wieder das Wort:

„Hast du wohl so etwas schon gesehen?"

„In meinem Leben nicht!" antwortete der Bauer.

„So greif' zu und schiebe von den Kohlen zwei Hand voll in deinen Sack!" mahnte der Zwerg.

Der Bauer that's, und man gieng hinaus, wie man gekommen.

„Nun sieh einmal nach, was du eigentlich in deinen Sack gethan!" befahl der Zwerg wieder, dessen früher sanfte Augen jetzt ganz feurig anzusehen waren, so dass sich sein Begleiter fürchtete und dem Befehle gleich nachkam.

Wie erstaunte nun der Bauer, als er seine herausgenommenen Kohlen zu lauter glänzendem Golde verwandelt sah.

„So lange du lebst, nimm alle Tage zwei handvoll Kohlen von dem mittleren Gewölbe, doch von keinem anderen. Sieh aber zu, dass du's niemand sagst, widrigens weder du selbst noch ein anderer etwas von dem Schatze bekommen könnte, außer denn einer vom Geschlechte der Stubenberge. Solltest du's aber doch jemand verrathen, so musst du die Schlüssel mit dem daranhängenden Pergamentzettel, der gothische Buchstaben trägt, deiner Obrigkeit übergeben!" sprach der Kleine mit feierlicher Stimme, worauf er vor den Augen seines Begleiters verschwand.

Man kann sich des letzteren Verwunderung, in die sich auch einige Angst mischte, vorstellen. Als er sich überzeugt hatte, dass er nicht träume, sondern wache, lief er, sich die Stelle genau merkend und im Besitze der Schlüssel, jubelnd über den plötzlichen Reichthum nach Hause, das gleißende Gold verbergend. Nun war's ihm leicht, die Steuern zu zahlen.

Achtzehn volle Monate holte sich der Bauer, der Gresgruber geheißen haben soll, von dem Schatze hinter der Hollerstaude, kaufte sich Weingärten, Häuser und andere Güter um viele Tausende von Gulden, so dass sich die Leute höchlichst verwunderten und meinten, es gehe da nicht mit rechten Dingen zu.

Eines Tags kam der reich gewordene Gresgruber wieder nach Graz, wo er beim Amtmann der Steuer wegen erschien. Das Gerücht von seinem fabelhaften Reichtum war auch hieher gedrungen, wo man sich darüber höchlichst verwunderte, da man nicht wusste, woher denn der früher so Arme das viele Geld plötzlich herhabe?

„Sag, Gresgruber, woher hast du das viele Gold auf einmal bekommen?“ frug der Amtmann.

„Ich hab's gefunden, meiner Treu!“ war des Bäuerleins treuherzige Antwort.

„Oder gestohlen!“ fügte hämisch der erstere hinzu.

„Bei Gott, ich hab das Geld redlich erworben, ein Unbekannter hat mir's gegeben!“ betheuerte der Beschuldigte beleidigten Tones.

Der Amtmann lachte hell auf.

„Ein Unbekannter? Aha, solche saubere Vögel kennen wir schon, die sich damit ausreden,“ rief er höhnisch. „Gesteh, Bauer, woher das Gold ist, oder die Folter wird dich reden machen!“ drohte der Richter.

Das Bäuerlein erbleichte, wußte es doch, daß man hier nicht zu spassen pflege.

„So war ein Gott ist, ich hab die Wahrheit g'sagt, mehr darf ich nicht reden," rief Gresgruber beängstigt.

Der Gestrenge hieß einige handfeste Kerle kommen.

„Schergen," rief er, „untersucht mir den Mann hier genauer!"

Es geschah und man fand des Goldes bei Gresgruber noch viel.

„Nun nehmt ihn fest und spannt ihn auf die Folter!" klang's schrecklich an des Bauers Ohren.

„Gestrenger Herr, ich hab nichts gestohlen, ich bin unschuldig, habt Erbarmen!"

„Auf die Folter mit ihm, marsch!" befahl der Amtmann barsch.

Man führte den Armen, sein klägliches Flehen und seine Betheuerungen der Unschuld nicht achtend, in ein unheimliches Gewölbe, wo beim Scheine der blutroth leuchtenden Fackeln die schrecklichen Marterwerkzeuge sichtbar wurden.

„Ich befehle dir zum letztenmale, bekenne, woher du das Geld hast," erdröhnte des Gestrengen Befehl.

Da des Bauers Aussage von der früheren nicht abwich, so gab der Amtmann den Knechten einen Wink, worauf dieselben das Opfer packten und auf die Folter spannten. Gellende Schmerzensrufe entpreßten sich den Lippen des Gemarterten.

„Laßt mich los, ich will alles gestehen!" flehte er.

„Daraus wird nichts, gesteh' zuerst, und dann bist du frei," war die Antwort des Amtmanns.

Nun erzählte der Gequälte alles so, wie es sich zugetragen.

„Hört aber auch, dass mir das Männlein drohte, dass, wenn ich die Sache verrathe, niemand mehr, als ein Stubenberger etwas davon haben werde," stammelte er mühsam hervor.

„Er lügt uns was vor, der Schwindler, der Betrüger!" brüllte der Amtmann wüthend.

„So befehlt ihm doch, dass er uns zum Schatze führe und uns davon mittheile, Gestrenger Herr!" meinte vermittelnd der Amtsschreiber. „Und wenn sich die Sache als wahr herausstellt, dann können wir ihn laufen lassen."

Der Amtmann dachte nach.

„Hast recht, wenn er uns den Schatz zeigt, dann wollen wir ihm glauben und ihn ziehen lassen, belügt er uns aber, dann weh' ihm!" willigte der Amtmann ein, obgleich er von der Sache nicht viel hielt. „Nun lasst ihn los, Schergen!" befahl er dann den Henkersknechten.

Man band den aus vielen Wunden Blutenden los und trug ihn in eine Kammer, um ihn zu verbinden und ihm Pflege angedeihen zu lassen. Als der Gemarterte endlich nach längerer Zeit halbwegs wieder hergestellt war und gehen konnte, führte man ihn in Begleitung des Amtmannes zum Schöcklkreuze, in dessen Nähe der Schatz sein sollte. Auch

die Schlüssel hatte man natürlich mitgebracht, welche der Amtsschreiber in der Hand hielt, um die Thüre hinter der Hollerstaude aufzusperren. Gresgruber trat mit den Begleitern auf das ihm nur zu bekannte Gebüsch zu, doch die Thüre war und blieb verschwunden, obgleich der Bauer die Stelle ganz bestimmt für diejenige erklärte, von wo er so oft Gold im Gewölbe geholt habe. Alles Suchen nach der geheimnisvollen Thüre blieb vergebens, und der Amtmann war wieder in großen Zorn gerathen.

„Er hat uns zum besten gehalten!“ rief er wüthend, „er soll es blutig büßen, der Elende!“

Der arme Bauer sollte wieder zur Folter geführt werden, doch kam es diesmal nicht zur Marter, da sich der Graf Stubenberg, der von der Sache gehört, ins Mittel legte und den Gefangenen frei machte. Sollte ja doch, wie sich der Zwerg geäußert hatte, nach der Entdeckung der Schatz nur mehr einem Stubenberger etwas nützen. Gresgruber theilte aus Dankbarkeit seinem hohen Befreier von seinem Golde mit, dass dieser in Wiener Neustadt, einer alten Münzstätte, als echt und gut erproben ließ. Auch die zwei merkwürdigen Schlüssel erhielten später die Stubenberger, die sie wie ein altes Familienstück auf der Stamm-Feste aufbewahrten. Ob aber dies alte Grafengeschlecht das Glück mit den Schlüsseln und dem verborgenen Schatze wirklich gemacht, das erzählt die Sage nicht. Gresgruber aber hatte mit dem gefundenen Golde später noch viel Glück, alles

gelang ihm, und er baute sich schließlich ein großes Gehöfte, das heute noch in Passeil bestehen soll. Wie mir mein schlichter Gewährsmann versicherte, soll diese Sache, soweit sie sich vor Gericht abspielte, sogar in den alten Grazer Gerichtsacten protocolliert sein.



38. Beim Jungfern-Sprung.*)



Aus Kesting bei Ingolstadt in Baiern kamen bereits im 8. Jahrhunderte gar edle Ritter nach der schönen, grünen Steiermark und ließen

*) Ueber den Jungfernsprung siehe auch den „Aufmerksamen," 1814.

sich in der Nähe von Graz auf einem weitvorsprin-genden Felsen an der Mur nieder, die Burg Göstting gründend. Der Felsensitz war zum Auslugen weit in die Lande nach Süden und theilweise auch nach dem Norden, Osten und Westen ganz besonders ge-eignet. Das Geschlecht dieser Grafen blühte bis über die Mitte des 13. Jahrhundertes daselbst und brachte unter anderen auch den Helden Swither von Göstting, der unter Ottokar V. kämpfte, hervor. Der letzte dieses Stammes war der Ritter Wülfling, der Vater eines gar sehr geliebten Töchterleins, das viele Freier von weit und breit anzog. Gar lockend lag der herrliche Rittersitz, reich an Gütern, Ge-mächern, Küchen, Ställen, Verließen und unter-irdischen Gängen und dazu war die einstige Erbin all dieser Herrlichkeiten sehr schön.

Eines Abends saß ein Pärchen auf einem trauten Plätzchen unter den mächtigen Bäumen des Waldes. Der Mond zog in seiner Pracht herauf, zauberhaftes Silberlicht über die herrliche Gegend gießend, die Sterne blitzten wie Diamanten am nächtlichen Himmelsblau, und der dichte Wald rauschte und duftete.

„Fürs ganze Leben will ich Dir gehören, Heinrich, und keine Macht dieser Welt soll uns jemals trennen," flüsterte das Burgfräulein ihrem Begleiter zu.

„Bei meiner Rahre gelobe ich Dir ständige Treue, du Holde! Durchs Feuer will ich stürmen und dich aus dem Verderben herausholen, wilde Thiere

niederhauen, wenn sie Dich bedrängen, und jeden, der Dir nachstellt, mit meinem guten Schwerte zu Boden strecken!“ rief Ritter Heinrich feurig.

„Sag an, soll mein Vater nichts davon erfahren, dass wir uns Liebe geschworen? Was wird er zu Dir, dem armen Ritter, sagen?“ frug sie beklommen.

„Noch ist's Zeit, bis die Entscheidung kommt!“ wehrte er. „Doch solltest Du darauf besteh'n, so hab ich nichts dagegen.“

Die beiden verließen nach kurzem Gespräche den lieben Ort, Heinrich bestieg sein in der Nähe angebundenes Ross und ritt den vom Monde fast taghell beleuchteten Burgweg hinab, seiner Feste Thal zu, während sie durch ein verborgenes Pförtchen in die Burg schlüpfte.

Nicht lange nach dieser Zusammenkunft lud Wülfling viele reiche Edle und auch mindere Ritter der Umgebung zu sich zu Gaste. So zogen in diesen Festestagen fast alle Augenblicke stahlgepanzerte Ritter und Herren mit blinkenden Helmen und wehenden Büschen zur Feste, begrüßt durch schmetternde Fanfaren des auslugenden Burgwarts. Auch Heinrich war gekommen. Bald begann das frohe Mahl, das süßer Saitenklang, von Minnesängerhand hervorgezaubert, würzte. Der goldene Becher gieng von Hand zu Hand um die herrliche Tafelrunde, der auch viele Damen zugezogen waren. Das Fest hatte den Gipfel der Freude erreicht, als Herr Wülfling, der Gastgeber, sich erhob und Sang und

Klang Schweigen gebot, darauf den Grafen Kühnberg bei der Hand nehmend.

„Vieledle Herren!“ rief er mit mächtig dröhnender Stimme, „geladen hab ich Euch, damit Ihr Zeugen seied eines Bundes, der heut vor Euch geschlossen werden soll, denn wisst, ich hab Herrn Kühnberg zum Gatten meiner Tochter mir erkoren, die man die Schönste nennt im ganzen Gau. Dies Verlöbnis mag vor Euch beschworen werden!“

Die stolzen Worte machten auf die Versammlung einen mächtigen Eindruck, nur zwei waren zusammengefahren: sie, die Braut, und Heinrich, ihr stiller Verlobter. Schon wollte dieser wild aufspringen, um eine Erklärung zu geben und Widerspruch gegen Kühnberg zu erheben, als ihn ihr flehender Blick traf, seinen Zorn vorläufig zurückdämmend. In dem Momente trat Wülfling auch schon auf seine Tochter zu, sie Kühnberg zuführend.

„Ihr habet meinen Segen, Kinder, zum Bunde für das Leben!“ rief er abermals, so dass man's überall hören konnte.

Jetzt fuhr Ritter Heinrich auf, da er sich nicht mehr halten konnte.

„Eure Tochter, edler Wülfling, gehöret mir als stille Braut, das Band der Liebe hat unsere Herzen längst geeint, und niemand wird sie von mir trennen!“ sprach er, so dass mächtiges Staunen alle Gäste ergriff, die sich schon beeilt hatten, Kühnberg zu

umringen, um ihm zu der edlen Braut ihre Wünsche darzubringen.

Wülfling sah finster drohend auf den kühnen Ritter, der es gewagt, dies schöne Fest so unliebsam zu stören. Da stürzte dieser zu jenes Füßen.

„Verzeihet, mächt'ger Herr auf Gösting, dass ich die Störung mir erlaubte! Gewähret mir die Bitte und hebt der Tochter Bund mit Kühnberg auf, denn ich verehre sie schon lang und sie liebet mich. Nicht Eure Güter, noch auch Euer Geld hat, ich schwöre es, hier mein Herz geleitet, nein, treue, reine Liebe war's. Hindert nicht den Herzensbund, der im Himmel ist geknüpfet, und gebt mir segnend Eure Tochter, zwei Menschen glücklich machend für das Leben. Ihr werdet's nicht bereuen!" bat mit mächtig eindringender Stimme Heinrich.

Alles stand tief erregt um die Gruppe der Vier, um Vater, Tochter und die beiden Liebeswerber, in höchster Spannung der kommenden Dinge harrend. Da fuhr der alte Wülfling, der anfangs bei der überraschenden Eröffnung des Ritters Heinrich finster dagestanden, auf.

„Ha, Ihr wagt es, Ritter Heinrich, mir solches heute zuzumuthen? Weh Euch! Ihr habt der Tochter Herz, ohne dass ich's wusste, mir gestohlen und trautet Euch nicht früher, mir's zu sagen? Nur Liebe, sagt Ihr, wär's, was Euch geleitet? Nein, meine Kisten und Kästen, meine Güter und mein Gold,

das waren die Köder, die Euch lockten!" donnerte er mit furchtbarer erregter Stimme den Ritter an.

„Gemach, Herr Wülfling! Wohl störte ich das Fest, doch irret Ihr, wenn Ihr mir Selbstsucht unterschiebet. Der Kampf soll nun entscheiden!" rief Heinrich, worauf er sich wüthend an den Grafen Kühnberg wandte.

„Ihr habt geworben um des Burgherrn Tochter, die schon lang' mein Herz besaß. Ihr rühmet Euch, von altem Adel herzustammen, auch ich find meine Ahnen unter Edlen und nehm's mit Eurem Adel auf. Ich kann so gut wie Ihr um ein Edelfräulein werben und werfe Euch den Handschuh vor die Füße, auf dass der blanke Stahl im Kampf das Urtheil spreche, wem Wülflings Tochter als Weib soll angehören."

„Die Drohung eines Prahlers schreckt mich nicht, ich hebe Euern Handschuh auf, mein Recht im Kampfe suchend," schrie Kühnberg.

„Halt!" rief Wülfling, „ich lasse es nicht zu, dass Kühnberg sich im Kampf mit Heinrich messe, denn niemand als ich hat das Recht, meiner Tochter Hand zu vergeben, und Heinrich ist mir nicht befugt, da er keine Rechte an ihr hat, sie durch Kampf dem Sieger zu verkaufen!"

„Nun sprecht, Ihr Herr'n und Ritter!" wandte sich Heinrich an die Gäste, „was hier zu entscheiden hat. Verhöhnt ist meine Ritterehre, weshalb ich

glaube, dass nur der blutige Streit hier sprechen kann, wem sie folgen soll als Braut!“

„Der Kampf kann nur entscheiden nach alter Rittersitte, den weder Wülfling, noch auch Kühnberg hier verweigern darf,“ riefen die Gäste.

„Ich nehm’ den Streit mit Heinrich auf, und will mit seinem Blut das holde Fräulein mir erkaufen!“ sprach der Kühnberger entschlossen.

Das Burgfräulein, der Gegenstand des Streites, sank bleich zu Boden, die Aufregung und Furcht, Heinrich zu verlieren, hatten sie in Ohnmacht gestürzt. Man brachte sie in ihr Gemach, während das Fest dem Ende zulief.

Am anderen Morgen begann, sobald die Sonne aufgegangen war, der Zweikampf. Beide Streiter waren auf stattlichen Rossen auf dem Turnierplatze im sogenannten Lindgarten erschienen, der Kühnberger in prächtiger Rüstung, die von Silber glänzte und umgeben von einem Trosse von Knappen, während Heinrich ohne Begleitung in einfacher Rüstung auftrat. Sobald sie vor die Schranken gekommen waren, stiegen sie ab und empfingen die Lossprechung von Priesters Hand, nachdem sie gebeichtet hatten. Konnte ja doch nur einer von den Kämpfern lebend den Kampfplatz verlassen, während für den anderen, welcher fallen sollte, schon der schwarze Sarg bereit stand, zu dem die Blicke der Duellanten auf einen Moment scheu hinüberschweiften. Wer wird ihm entrinnen? Nun trat man in die

Schranken, und bald ertönte das Zeichen zum Kampfe, die Streiter zückten die Schwerter und stürmten auf einander los. Hieb auf Hieb fiel auf Rüstung und Helm, so dass die Funken stoben, doch keiner blieb der Sieger. Da warf man auf Befehl des Herolds die Schwerter weg und begann den Ringkampf. Unterdes betete das Fräulein in der Kapelle für Heinrichs Sieg. Doch dieser ward immer schwächer, und der viel stärkere Kühnberg errang immer größere Vortheile. Aus beider Rüstungen rann bereits an manchen Stellen Blut heraus, — da, ein kühner Anprall und Heinrich lag zu Boden geschmettert, worauf ihm der Sieger den tödtlichen Dolch in die Brust stieß. Ein Blutstrahl entströmte der Wunde, und Heinrich hatte geendet. Als man dies der Betenden mitgetheilt, stürzte sie mit einem gellenden Schrei des Entsetzens auf den Theuern zu, dessen Leben sie nicht mehr zurückrufen konnte.

„Er ist todt, todt!“ schrie sie verzweifelt auf, worauf sie sich aufraffte und davoneilte.

Wie wahnsinnig lief sie herum, kam hinan bis zum Felsenrande und stürzte, einen Fehltritt machend, in die schauerliche Tiefe der damals noch knapp am Bergfuße vorbeifließenden Mur. Die Gäste aber, die zu frohem Feste hiehergekommen waren, befiel Grauen, und sie beeilten sich, die Schreckensstätte zu verlassen. Wülfling traf der Schlag über das entsetzliche Ende seiner Tochter, das er mit-

verschuldet hatte und war so der letzte seines Stammes.

Bei Mondschein irrt des Burgfräuleins Geist jetzt noch immer auf der Ruine herum, jammernd und klagend um ihren Heinrich und ins Thal lugend. Die Stelle aber heißt im Volksmund der „Jungfernsprung.“



39. Die blauen Ritter.



Drüben an der Köflacher Bahn liegt eine stattliche Ruine, die,

wenn die Steine Zungen hätten, gar vieles über längst entschwundene Zeiten ritterlicher Romantik erzählen könnte. Kommt die Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Frühjahr und Herbste, so wird's in den sonst so ruhigen, öden, zerfallenen Mauern sehr lebendig. Denn während unter gewöhnlichen Zeiten sich nur hie und da ein einsamer Tourist oder etwa ein grübelnder Alterthumsfreund hieher verirrt, um die gewaltigen Denkmale einer eisenfesten Ritterzeit neugierig zu begucken, oder mit prüfendem Blicke zu untersuchen, so erscheinen jetzt ganz andere Gesellen in der Ruine. Weit und breit wissen's noch die älteren Leute, dass jetzt für diejenigen, denen das blinde Glück gerade nicht besonders hold ist, wieder einmal die günstige Gelegenheit gekommen ist, dasselbe beim Schopfe zu packen, auf dass es ihnen etwas in den Schoß schütte. Und dieses Glück erscheint, wie das Volk fest glaubt, in den Zeiten der Tag- und Nachtgleiche in Gestalt der ehemaligen Ritter der Burg, die nach ihrem schon längst erfolgten Tode als Geister auf ihre alte Feste zu kommen pflegen, um hier für kurze Zeit zu hausen. Da diese Geister aber stets in blauen Gewändern erscheinen, so nennt man sie die blauen Ritter. Wer glauben würde, dass dieselben freiwillig kämen, der würde sich sehr irren, denn sie erscheinen gezwungen von einer höheren Macht und zwar deshalb, weil sie in ihrem Leben von ihrem Reichthum

den Armen wenig mittheilten, welche Liebespflicht sie nunmehr nach ihrem Tode nachzuholen bemüssigt sind. Ist also die von vielen längst herbeigesehnte Zeit gekommen, so geht man der Ruine zu, sobald sich die Schatten der Nacht darüber gebreitet haben. Geheimnisvolle Thüren der Feste haben sich geöffnet wie durch einen Zauberspruch und lassen jene Muthigen ein, die sich zu den Geistern wagen. Die Geisterstunde rückt immer näher, das Zwielicht des Mondes leuchtet hie und da durch die schwarzen, zerrissenen Wolken auf die gespenstisch gegen den nächtlichen Himmel ragenden Mauertrümmer, und so manchem wird es gruselig zu Muthe bei dem Gedanken an die baldige Ankunft der blauen Ritter. Doch wer nicht unerschrocken standhält und das Grausen überwindet, der darf nicht hinein. Auch das Reden ist verboten, denn die Ritter lieben das viele Fragen und Antworten nicht und vertreiben jeden, der sich ein nicht hierher gehöriges Wort erlaubt. Ausgenommen ist nur ein gewisser Bitt- und Dankspruch, der von jenem, welcher etwas erhalten will, oder bekommen hat, genau aufgesagt werden muss.

Es schlägt 12 Uhr Nachts. Unter dem Geklirre ihrer Sporren erscheinen die blauen Ritter, unter deren Gewändern die Stahlrüstungen hervorblicken. Nun gilt's, alle Courage zusammenzunehmen. Ernsten Tones fragen die Ritter jeden einzelnen der Reihe nach:

„Sag an, was ist dein Begehren?“ —

„Ich bin gekommen her,
Edler Rittersherr,
Zu bitten Dich
Gar inniglich
Um eine kleine Gab',
Gering ist all mein Hab'!“

— muss jeder antworten.

Und wem's gelingt, den Spruch ohne Fehler aufzusagen, dem werfen alle Ritter der Reihe nach Gold- und Silberstücke in den hingehaltenen Hut, bis er voll ist. Nun gehört sich's, den Dank zu sagen, der so lauten muss:

„Vergelt's Euch Gott!
Rett' Euch aus aller Noth,
Bann Euer Herzenleid,
Bring Euch zur ew'gen Freud!“ —

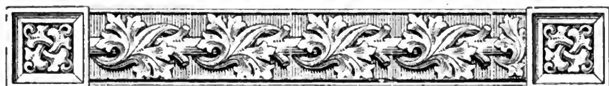
Wer aber den Dank vergisst, dem verschwinden die Geldstücke vor den eigenen Augen. Ist die Vertheilung zu Ende, so verschwinden auch sogleich die merkwürdigen blauen Ritter wieder in dem Gemäuer der Ruine, und auch die Beschenkten müssen von dannen eilen, sonst passiert's ihnen, dass sich die geheime Pforte schließt und sie bis zum Morgen hier einsperrt. Wehe aber dem Hasenfuss, der aus Angst beide Sprüche vergessen hat oder nicht gehörig aufsagen kann. Mit Schimpf und Spott wird er von den fäustigen Knappen der blauen Ritter von der Ruine gejagt und kann sich am

anderen Tage statt des Geldes seine blauen Flecke ansehen. Es heißt, dass sich ehemals mancher auf der Ruine ein kleines Vermögen geholt habe, während in neuerer Zeit von den blauen Rittern nicht mehr so viel wahrzunehmen sein soll. Wahrscheinlich beginnt ihnen das Geld auszugehen.



2. Theil:

Volkslieder.



1. Das Hirtenspiel von Frauenburg.

Steffl:

„Hört's, Buama, steht's g'schwind auf!
Und schau ma das Wunderding an!
Was gibt's denn da unt'n für Liecht'n [1])?
Hört's, Buama, hiazt schau ma's grad an.
's möcht sein [2]) am End a Kometstern,
Bue Adam, i glaub's ja fast gern.
Es wird halt bedeut'n an Krieg,
So geh' ma nur hurtig und frag' ma,
Wer woaß, was epper noch g'schieht!"

Adam:

„Dort sich [3]) ich im Himm'l viel Liecht'n,
Viel Tausend seind fertig auf d' Roas' [4]).
Wann s' auf uns sollt'n anrück'n,
Dass a jeder sein' Steck'n g'schwind woaß [5])!
Hiazt kimmt halt wirkli schon oana,
Der is a net gar a kloana,
Er geht a grad her auf sei Ziel,
Aft geh' ma ganz lusti und frag ma 'hn,
Was er mit uns epper will?"

---

[1]) Lichtschein großer Sterne. [2]) Es wird sein . . . [3]) sehe. [4]) Zum Wandeln ihrer Bahn. [5]) Wenn die Sterne nach Art des Sternes der drei Weisen uns den Weg zeigen sollten, so soll mir jeder bereit sein!

Rüpal[1]):

„Hiazt geht ma der Traum[2]) schon vo statt'n,
Da kimmt ja a Eng'l daher.
Mir[3]) derf'n ihn gar net lang frag'n,
Er schreit scho von weit'n daher:
„Seid's fröhlich, seid's fröhlich, ihr Hirt'n,
Des derft's eng vo uns gar net fürcht'n,
Ehre dem Herrgott im Himmel,
Der Schöpfer wird halt'n sei Wort:
Er gibt eng, die Welt zum[4]) erlös'n,
Sei allerlezt' Gut, was er hat!“
So sagt uns der Eng'l, vasteht's mi,
Da jed'r sei G'wiss'n[5]) wohl hat.
Sein' Sohn, den wird er uns schick'n,
Den werns d'r nacher daslick'n[6]),
So hat uns d' Proph'zeiung scho g'sagt.
Af d' letzt da wird er sei Leb'n
Am Kreuz für uns Schäflein hingeb'n,
Damit uns der Wolf nit ertappt.“

Steffl:

„Hiazt geh' ma glei lusti und renna,
Dass ma das Kindl dafrag'n.
Af[7]) Betlehem wa's[8]) halt am schönst'n,
Das muss i ja hiazt'n glei sag'n[9]).
Geh, Hiesl, mei Bua, voran,
Mir sa ma ganz nahent[10]) daran.“

---

[1]) Ruppert. [2]) Räthsel. [3]) wir. [4]) um die . . . [5]) Das soll wohl bedeuten: Das Wissen oder Bewusstsein von der Erlösung. [6]) quälen. [7]) in. [8]) wär's. [9]) er will sagen: Mein Wunsch geht nach Betlehem. [10]) nahe.

Hiesl:

„Bua, Steffl, du hast es errath'n,
Mir seh'n ihn [1]) schon lieg'n am Heu."

Lipperl [2]):

„Hiazt möcht' i mi harb'n [3]), zan Blunda [4]),
Was ham ma vergess'n, mei Bua,
's hat koaner a Opfer mitg'numma,
Hiazt kemm' ma ganz leera dazua!
I hon auf alles vagess'n,
Geh, Hiesl, geh nimm [5]) was zan Ess'n,
I nimm in mei Ranzal [6]) a G'wand
Und etla Maß Bier in mein Blutzger [7]),
Dass doch af d' Feirta was hant."

Hiesl [8]):

„Gott grüaß eng vo Herz'n beisamma,
Geht's, Buama, fallt's nieder auf d' Knie!
I bin mit mein Sacherl beisamma,
Hon 's Ranzal scho doda [9]) bei mir.
Das wir i beim Krippl aufmach'n
Und 's Büwal wird dazua lach'n!"

Steffl:

„Mir hat's gar sei Handl schon geb'n!"

Lipperl:

„Das Bier da im Blutzger g'hört dein [10]).
Und der Muada daneb'n!"

---

[1]) Den Jesusknaben. [2]) Philipp. [3]) ärgern. [4]) zum Plunder. [5]) hole. [6]) Ranzen. [7]) Geschirr. [8]) Hiesl ist nach Herbeischaffung von Opfergaben mit den andern bei der Krippe zusammengetroffen. [9]) hier. [10]) Das sagt er zum Christkind gewendet.

Adam:

„Was gib denn nur i dem kloan Büwal?
I woas ja vor Freud'n nit aus
Und weil es ja is unser Brüdarl [1]),
So nehm ma es almerisch [2]) auf!
Bua, jodl und nimm g'schwind dei Pfeifa!"

Lipperl:

„I thua ja schon darum greifa,
Blas du in dein' Dudlsack drein,
Und tha ma beim Krippl oans singa
Das wird halt das Kindl sehr freu'n!"

Alle:

„O Jesu, wir fall'n dir zu Füß'n,
Verleih uns dei göttliche Gnad,
Wann wir vo der Welt scheid'n müss'n,
Dass a jeder den Himm'l g'wiss hat.
Wir woll'n dich alleweil preis'n,
Dir Dank und Ehre erweis'n.
Wir schenk'n dir's Herz zu oan Pfand,
Das lass ma dir da bei der Kripp'n,
Aft roas'n ma wieder af's Land."

Steffl [3]):

„He Bua, he Hiesl, was is denn?
Reck'n Kopf af d' Höh schon amal,
Thua ma a wenkal [4]) umgaffa
Und los [5]) ma, was 's is für a G'schall,

---

[1]) Brüderchen. [2]) nach Almbrauch. [3]) Nachdem alle zu ihren Ställen zurückgekehrt sind und sich schlafen gelegt haben, weckt Steffl den Hiesl, ihn auf die Musik und den Lichtschein, den die zur Krippe niedersteigenden Engel verbreiten, aufmerksam machend. [4]) wenig. [5]) horchen.

Hon mei Lebta schon oft g'hört singa
Und pfeifa und geiga wohl a.
So kunnt i 's net z'weg'n bringa
Und wann i a Spielmann a wa."

Hiesl:

„Mei Steffl, was hast für a Sauſ'n [1]),
So gib mir an Fried doch amal.
Hast alleweil noch zu kalmauſ'n [2]),
Du machst ma ja heunt schon a Gall.
Laſs 's singa, laſs 's pfeifa, laſs 's geiga,
Wann's g'nua han, so werd'n 's schon schweiga.
Hiazt will i noch schlaf'n oans drauf."

Steffl:

„Ei, Hiesl, du Bärenhäuter,
Knotz [3]) di so lang nit im Bett,
Steh auf und geh ma schon weiter,
He, Bua, he, schamst du di net?
Laſs di so oft doch nit heiß'n,
Hiazt steig amal g'schwind aus 'm Nest!
Oder soll i di außischmeiß'n?
Geh, treib' ma die Schaf' amal aus!"

Hiesl:

„Die Schaf' wir i hiazt'n austreib'n?
Die halbe Nacht is erst vabei,
Das Ding, das laſs i schön bleib'n!
Das wa ma halt ja a Narr'thei,
Mei Steffl, da wird dir nix draus!
Wa morgens alleweil grantig,
Wann i nit ausschlaf'n kunnt'."

---

[1]) lärmen. [2]) brummen. [3]) wälz dich nicht herum.

Steffl:

„Die Nacht muaß sein scho verganga,
's is umadum alles scho Licht,
Denn d' Sunn [1]) thuat zan Scheinen afanga,
Dass ma scho alles a sicht,
's is a so licht in der Weit'n,
Wie sist [2]) nur bei hellichtem Tag.
Was muaß denn das Ding nur bedeut'n?
I laf halt, dass i 's dafrag."

Hiesl:

„Mei Steffl, i lass ma 's nit nehma,
Sie hant halt in'n Himm'l z'viel g'heizt,
Aft is eahn a Foier auskemma,
Drum thuat's hiazt gar so herschein'.
Das wird dir ganz sicher so sein.
D' Engel kannst schippelweis [3]) seg'n
Was sie nur hab'n für a G'seus [4])?"

Steffl:

„Du bist wohl gar narrisch, mei Hiesl,
Dass dir nur so was a einfallt!
Wer wird denn gar heiz'n in'n Himm'l?
Unsern Herrgott ist ja nit kalt.
Thu ma nur runduma frag'n
Und geh ma nach Betlehem heut.
Durt wird's uns g'wiss oaner sag'n,
Was denn das Ding nur bedeut't."

Hiesl:

„Bua, was thoan's denn durt mocha,
Wie geht's doch beim Stall durtn zua?
Was is denn nur dös für a Socha?
I kann mi nit wundra gnua.

---

[1]) Er hält den Lichtschein der Engel für die aufgehende Sonne.
[2]) sonst. [3]) scharenweise. [4]) lautes Reden, Singen, Lärm.

Hiazt geh ma und than ma halt guck'n
Und schau ma bald, was es kann sein.
Der Stall, der is voller Luck'n,
Da könn' ma ja leicht einiguck'n."

Steffl:

„Siegst du den Josef durt huck'n?
Und wie er das Büwal betracht't!
Siegst, wie sich die Mutter thuat buck'n?
Und wie sie zum Wuzerl[1]) nur lacht!
Geh ma hin und than ma 's schön grüaß'n,
Die Leutl, die seind voller Noth,
Und wenn ma was schenk'n a müaß'n,
So krieg ma dafür a: Gelt's Gott!"

[1]) kleines Kind.





2. Almlieder.

Die Almfahrt.

Der Bauer:

„Wann's an Fink hört's,
Kimmt er [1]) auswärts.
Geht d' Luft liebla
Durchs Thal daher,
So kemmen d' Schwalb'n on.
Singen d' Lerch'n schon,
Wird's zum Almfahr'n
Zeit ja grad.
A Ruh hat's Spinnrad,
Und's ewige Sitz'n
Beim Stub'nhitz'n
Wird a gar!"

Die Schwoagerin:

„I hab mi lang g'freut.
's is mei Zeit,
Is d' scheanst' im Jahr.
Dort beim Wegerl
Nist't a Vögerl,
Hat in d' Hollerstaud'n
's Nesterl aufig'macht.
Dort beim Steigerl
Wart a Veigerl.

---

[1]) nämlich der Frühling.

Is a G'ruch'n,
Is a Pracht!
Wann der Tag lacht,
Singt am Nußbam
Hoch im Gipfling
Schean der Redling [1]).
Und af d'r Alma
Geht der Schnee
Schon weg, duliöh!"

Alle Hausleute:

„Is der Winter gar,
Kimmt das Frühjahr,
Und alles gfreut si schon.
's dauert nimmer lang,
Wo ma wieder dann
Af d' Alma fahr'n kann."

Schwoagerin:

„Selb das Vieh gar
Kennt das Frühjahr
Und muaß vor Lust röhr'n [2]).
's bringt schon lang gnua
Die Zeit im Stall zua
Und möcht gern ausgeh'n,
Denn beim Dasteh'n,
Das muaß a jeder seh'n,
Hat 's sehr oigmacht [3]).
Schütt'n [4]) gab's dir
D' Hälfte Stroh schier,
Und die Streu hans

[1]) Ein Vogel, der zeitig früh singt. [2]) vor Freude brüllen. [3]) abgemagert. [4]) Futter.

Gar von Grassi [1]) g'macht.
Vor der Stallthür
Schau ich grad für [2])
Am hoh'n Schlag.
Hiazt geht's oad [3]) her,
's liegt koa Schnee mehr.
A der Wald treibt an,
I sig's mit Freud'n
Hiazt von weid'n."

Die Hausleute:

„Wie's oan wohl g'schicht [4]),
Wenn ma umesicht
Und das Frühjahr kimmt!
Wie die Wisna grean'n,
Und die Bamla blean,
Und das Bacherl springt!"

Bauer:

„Geht's glei der Alma zua
Mit die Kalm und Kuah
Und nehmt's a Hack'n mit.
Vergeßt's die Sag'n nit.
Die Bäu'rin geht schon
Und füllt eng d' Säck on.
Vergeßt's mer ja nit
Auf den Galtviehstall [5])!
Und schaut's af jed'n Fall
Nach im Stalldoch.
Fehlt epp'r a Brett noch?
Was is 's mit'n Wiesenzaun?

---

1) Laub. 2) vor mich hin. 3) öde, schneeleer. 4) wohl zu Muthe wird. 5) Stall für unfruchtbare Kühe.

Schaut's beim Weg nach,
Ob der Stoßbach
Nit hätt' Luck'n [1]) g'riss'n
In den hoh'n Furt [2])?
Des, Franz und Honna [3]),
Putzt's die Pfonna [4]).
Reibt's die Stölzl [5]) her!
Nehmt's zwoa Grastua
Gries und Mehl gnua.
Salz und Brot a,
Und aon Kernstoan [6])
Müaßt's dazu thoan.
Aft vergeßt's mer nit
Auf o'n Schatt'nkessl [7])
Und nehmt's zwoa Sicheln mit.
Dann das Kochg'schirr,
Das richt' die Bäurin für,
Und was sonst noch wa [8])."

Alle Hausleute:

„Richt's fein alles her,
Was nur von nöth'n wär,
Versammt's mer ja koa Zeit,
Denn die Kuhla all
In eahna Winterstall,
Die röhrn vor Zeitlang [9])."

Bauer:

„No amal schleini
Muaß ma eini [10]).
Schaut's um an Weihbrunn

---

1) Löcher. 2) Almweg. 3) Johanna. 4) Kochpfanne. 5) Milchgeschirr. 6) hartes Salz. 7) Käsekessel. 8) . . . von nöthen wäre. 9) Langweile. 10) . . ins Haus.

Müaſſen s' ſegnen a.
Nacha helft's glei,
Gebt's eahn die Gab ei:
Oan Brod mit Rauka[1]) g'weiht.
Hiazt, Schwoagrin, oans no:
Schau auf d' Miz do,
Schau, 's Dindl is jung,
Nit z'viel ageb'n[2]),
Chriſtli fortleb'n,
Aft mag eng g'wiſs net
Leicht a Unglück on[3]).
Treit's ma fort ſchon,
Und nehmt's in Gottes Nam
Engern Schatt'n z'ſamm,
Und Schmalz und Butter a.
Und nacha ſchaut's halt,
Daſs eng nix afallt.
Und bringt's alls, wie mer's ham[4]).'

Die Schwoagerin:
„In oan Gſpreng[5]) zua
Geht die Glock'nkuah,
Und 's kloane Bräunl
Steht ſchon beim Buch'nwald.
Das Vieh, das woaß gar bald,
Was eahm Freude macht."

Die Hausleute (zu den Fort-
treibenden):
„Gib eahn, lieber Herr,
Deinen Himmels-Segen
Af all'n Wegen!

[1]) mit Weihrauch geweiht. [2]) ſich mit jemand abgeben. [3]) kann euch nichts anhaben. [4]) bringt das Vieh geſund, wie wir's haben, nach Hauſe. [5]) luſtig ſpringend.

Nun pfüet eng Gott beinand,
Und schickt's uns fleißi Grüß
Und sucht's uns hoam g'wiſs!
Holladiödioh!"
(Frohnleiten.)

Die schlimme Schwoagerin.

Schwoagerin:

„Geh, Kuhdirn, steh auf,
Die Sunn kimmt scho rauf,
Sunst könnt'n die Kuhla
Mit der Mili davon!

Hiazt kimmt a die Bäu'rin
Aufi auf d' Alm.
Hast alles a vor'kehrt?
Daſs ſ' mer nix hört [1])!'

Bäuerin [2]):

„Ha, Schwoag'rin, geh, sag mir,
Wie kimmt denn das Ding,
Daſs i schon so langher
Koa Milch nit z'sammbring?"

Schwoagerin:

„Ja, Bäu'rin, i sag's eng:
Wo nahm denn i d' Milch,
Wann die Küah, jung und alt
Ja seind alle galt [3])."

---

[1]) Daſs sie nichts Unordentliches erfährt. [2]) welche inzwischen herangekommen. [3]) unfruchtbar.

Bäuerin:

„Das kann i dir, Schwoagerin,
Ja wirkli nit glaub'n,
Du machst mer schon allweil
Was blabs[1]) für die Aug'n."

Schwoagerin:

„Und wann ös 's nit glaubt,
Müaßt's die Kuhdirn halt frag'n,
Die wird eng ganz sicher
Die Wahrheit schon sag'n."

Bäuerin:

„Hiazt sag mer, mei Kuhdirn,
Wie denn das kimmt,
Dass mer mei Schwoagerin
Koa Milch nit zammbringt?"

Kuhdirn:

„Wir hätt'n wohl Milch
Und Schmalz wohl a gnua,
Doch die Schwoag'rin braucht's
Halt alls für eahn Bua."

Bäuerin:

„Das glaub i dir, Kuhdirn,
Ja wirkli ganz gern
Du muaßt mir aufs Jahr noch
Mei Schwoagerin wern."

---

[1]) blaues.

Kuhdirn:

„Und nachst [1]) hat ihr oaner
'N Kirta [2]) halt kauft,
Da hamt eahnra neune
Um sie umag'rauft.

Und der Hansl, der hat si
Gar saggrisch schon g'wehrt
Und hat alle achte
Ueber'n Hauf'n glei 'kehrt.

Nacha geh'n halt die zwoa
In d' Almhütt'n nei
Fress'n Butter und Kas.
Trink'n Steimorer Wei."

(Frohnleiten).

---

1) unlängst. 2) Kirchtagsgeschenk.





3. Jägerlieder.

's Gamslied.

Af der hoh'n Alm
Seind viele Gamsla droben.
Hiazt thu is aufigeh'n
Aufs Bergl hoch da obn.
Da thu is zuwisteh'n [1])
Und mei Bürxl spannen.

I schieß aufs Gamsl nauf
Und treff's a grad beim Lauf
Da thuat's oan Plärer [2]) mach'n,
Dass mer's Herz thuat lach'n.
Aft kommt 's obipurzelt
Ueber d' Fels'nwand.

Und das Gamslschieß'n
Is mei größte Freud,
Weil's beim Gamslschieß'n
Schöne Gamsbart geit [3]).
Die steck i auf'n Huat,
Die steng'n mir so guat.

I geh ins Wirtshaus nei.
Und trink a Glasl Wei,
Da kimmt die Kelln'rin her
Und fragt mi, wer i wär?
I sag: „A Gamsljager
Wohl aus Tirol."

---

[1]) anstellen. [2]) Schreier. [3]) gibt.

I trink mei Glasl aus,
Und geh schön stad nach Haus,
Da kimmt mer d' Kelln'rin nach,
Wollt' nach Tirol mit nein,
O schönste Kellnerin,
Das kann nit sein!

(Frohnleiten).

Hiesllied.

Seppl:

„O Hiesl, o Hiesl,
Setz auf dein grean Huat,
Der Gamsbart und die Federlein
Die steng'n dir so guat.
O Hiesl, o Hiesl,
Setz auf dein grean Huat,
Geh mas schieß'n in den Wald
Hast ja oan küan' Muath."

Hiesl:

„Wo wer mers denn heut bleib'n,
Wo kehr mers denn heut ein?"

Seppl:

„Bei der Förstersschwoagerin,
Da kehr mers halt glei ein."

Hiesl[1]):

„O grüaß die Gott, mei Schwoagerin,
Hiaz san mas wieder do,
Thu uns a wengl g'halt'n[2])
Und schlag's uns ja net o!"

---

[1]) nachdem sie bei der Almerin angekommen. [2]) dahalten, bewirten.

Schwoagerin:

„Gehts eini in mei Hüttl
Und bleibts a Weil do drein,
I bring eng Kas und Butter,
Dazu a Glasl Wein!“ —

Kaum hat sie das noch g'sagt,
Da steh'n sex Jäger drauß'n.
„O Hiesl,“ ham sie g'fragt,
„Bist drinnen, Wildschützbua?

Setz auf dein grean Huat,
Du muaßt auf jeden Fall
Mit uns ja heunt noch fort
Afs G'schloss [1]) da drent im Thal.“

Hiesl:

„Und ehr i hiazt mit eng geh,
Ehr wag i ja mei Leb'n,
Und wann i 's letzte Tröpferl
Bluat a sollt' hergeb'n.“ —

Hiazt hat er drei derschoss'n,
Drei seind davong'rennt.
„Gelts, ös liebe Jager,
Das habts noch nie a 'kennt?“

(Frohnleiten).

Wildschützklage.

Mit 'n Jogl ist koa G'spoass,
Der macht mer 's Gamslschieß'n hoaß,
I lauf oft, dass mei Steck'n kracht,
Der Rucksack af'n Buckl schlagt.

---

[1]) zum Herrschaftsgericht, wie sie ehemals waren.

Da Jaga is a hibscha Mann,
Tragt Lod'nrock, grean Aufschläg dran,
Dem Schneider is er 'hn schuldi no
Mir wa 's zu schiach, das sag i do!
(Frauenburg bei Unzmarkt).

Der lustige Jäger.

I bin a Gams'njäger
Wohl aus Tirol,
I schieß die Gamsla all
Glei nach der Wahl,
Holladiö, holladio!

Und Sunnta setz i mir
Mei greans Hütl auf
Und steck a schwarze, krumpe
Schöne Feder drauf
Holladiö, holladio!
(Frohnleiten).





4. Liebes- und humoristische Lieder.

's Abendspat.

Es war amal a Abendspat,
Ganz a wunderschöne Nacht,
Die Stern am Himml leuchtent schön.
Da hab i mir halt glei a 'dacht:
I wir zu meiner Liebst'n geh'n.

Und wir i übers Bergl geh,
Da hör i obn und im Thal
Den schönen Sang der Nachtigall,
Die so liabli pfeift und singt,
Vo einem Bam zum andern schwingt.

Sie pfeift mer vor a schönes Stuck,
Das bringt mer gar sehr viele Freud.
Und wir i zan Schlagfensterl schreit,
Hat 's Dindl mi so freundli 'grüßt,
Dass i vor Freud hab jauz'n g'müßt.

Und wir i mir dann Urlaub nimm,
Fangt 's Dindl glei zan Woanen on:
„O Gott, hiazt gehst mer gar davon!"
„I bitt di," sag i, „woan doch nit,
I kann dir, Schatz, ja helf'n nit!"

(Frauenburg)

Beim Fensterln.

Bei mein Dindl ihrn Fensterl
Scheint gar nie koa Sunn,
Geht koa Straß'n vabei,
Geht koa Fiakerei.
'Naufſteig'n zan Fensterl,
Das wa halt mei Lem [1])
Wann 's an Brantwein durt gem [2]),
Stehet lang i danem [3]).

Da drunt'n beim Grabal,
Wo 's Wasserl so rauscht,
Hon i und mei Dindl
So herzli was 'plauscht.
Da sam mas halt g'sess'n
Zam schön im Gras
Und ham der was 'gess'n
Und g'sung'n a was.

I kanns ja nit Feind sein
Dem Dindl, dem kloan,
'S thuat allemal woan',
Wann i sag: „I geh ham!"
So bleib mas beisamm,
So lang, dass 's uns gfreut,
Bis halt der Kucku
Und 's Rothkröpferl schreit.*)

(Frauenburg).

---

[1]) Leben. [2]) gäbe. [3]) daneben.

*) Dies Volkslied, das sich auch bei Neckheim unter den Kärntner Weisen findet, ist allgemein almerisch, also nicht auf Kärnten allein beschränkt.

Die pfiffige Köchin.*)

Es is amal a Köchin gwen,
Die hat a Gansl 'bratn,
Aber 's hat das guate Kind
Das Nasch'n net könn' grath'n [1]).

Und wie das Gansal 'brat'n is,
Da is sie glei so keck
Und nimmt die Gans mit voller Gier
Und schneid' ihr glei a Hax'n weg.

Aft fangt sie g'schwind zan Nasch'n an
Und trinkt dazu oan Wein
Und sagt: „Das Gansal wa net schlecht,
Es kunnt net besser sein!"

Der Herr, der is im Zimmer drein,
Eahn hungert's ja für vier,
Aft nimmt's das 'brat'ne Gansl g'schwind
Und stellt eahm 's freundli für.

„Zum Teixel", sagt der Herr zu ihr,
Was hast denn du da than?
Bei derer Gans is, wie ich sieg,
Ja nur a Hax'n dran.

Du muaßt ja oane g'fress'n han,
Das kann net anders sein.
Das Gansal hat zwoa Hax'n g'habt,
Das muaßt ja g'steh'n ein!" —

„Ja ehr i eng was nasch'n thät,
Ehr lass i mi eigrab'n,
Es gibt ja wohl gar viele Gäns',
Die nur a Hax'n hab'n."

---

[1]) entrathen, sich enthalten.

*) Ländlich-volkssängerischen Ursprungs.

Hiazt führt die Köchin ihren Herrn
In 'n Gart'n glei hinaus
Da seh'n sie wie von ungefähr
A Gans beim Gart'nhaus.

Die that auf oaner Hax'n steh'n,
Weil sie hat g'schlaf'n grad.
„Hiazt schau der Herr die Gans nur an,
Ob 's net a Hax'n hat?" —

Der Herr, der fangt zan ruf'n an:
„Gansal, wurl, wurl, wurl!
Ober Köchin, Köchin, fixt,
's san doch zwoa Hax'n dran!" —

„Ja, wenn der Herr zur 'brat'nen Gans
A hätt: wurl, wurl! g'schrie'n,
So hätt sie a zwoa Hax'n kriegt,
I lass mi nit betrüg'n."

(Schüsserlbrunn).

's Stoanberger Bäuerl.

I bin das stinknortige [1]) Stoanberger Bäuerl,
I woaß weder aus, weder ein,
Weil's mi so saggrisch thuat brauf'n [2]),
Der Teixl, der sollt hiazt a Bauer sein.

Grad hiazt, in den schlechtesten Zeit'n,
Muaß oaner gar viel arbeit'n.
Ma kimmt immer mehr in die Schuld'n,
Da möcht oan vageh'n die Geduld.

Mei Häusl steht drobn af der Leit'n [3]),
Koa Stund bin i sicher dabei,
Ob 's mer net obe thuat reit'n [4])
's hat eh schon a Spreitz'n [5]) zwoa, drei.

---

[1]) erbarmungswürdige. [2]) schlecht gehen. [3]) Lehne. [4]) abrutschen. [5]) Stützen.

Mei Thür die is voller Luck'n,
Die Stühl, die gehnt aus 'm Leim,
Und wir is zan Fenster schreit für,
Da sig i statt Scheib'n Papier.

Der Stadl steht a af zwoa Spreitz'n,
Viere schier sollt'n noch sein.
I trau mi drin gar nimmer z' schneuz'n.
I moan scho der Teixl fallt ein.

Der Brunn macht mi alleweil rath'n,
Muaß allweil a Wasser eiloat'n,
Aft rinnt's mer gar umadum aus,
Hon wieder koa Wasser im Haus.

Hon fünf a[1]) fex Garrn[2]) da hint'n
Und hab net oan oanzig ganz Rad,
I muaß sie mit Strick'n zammbint'n,
Wann i amal außifahr'n thua.

Nachst hon i die Ox'n mitg'numma,
Da gehent ma d' Radeln vonander.
Aft bin i zan Robot'n kumma,
Hab'n Garr'n af'm Buckl hoamtrag'n.

Knecht hon i a glei nur oan weng'n[3]),
Vadient ma das Jahr nit oan Pfenn'gn
Vo lauter fein Zaun umerloahn,
's wa g'scheiter, i halt mer gar koan.

Er is so a moderfauls[4]) Mandl,
Hat allweil mit'm Nopfetzn[5]) handl[6]).
In der fruh ja da ranzt er sich aus
Und aft geht er schö stad aus 'm Haus.

---

[1]) bis. [2]) Karren. [3]) schlechten. [4]) stinkfaul. [5]) Nicken, Schlafen. [6]) hat zu thun.

Die Menscher [1]) sant grundlose [2]) Trümmer [3]),
I möcht eahn die Har'n ofchlag'n,
Die lass'n sich d' Arbeit afriemen [4]),
Aft sollt ma dazu a nix sag'n.

Und nachst [5]), da schickt ich s' um Tax'n [6]),
Da macht'n s' mit'm Knecht gar viel Fax'n,
Sei Arbeit die halt'n s' nur auf,
Und richt'n a selber nix aus.

Und Sunnta, da thoans nix als tanz'n,
Dass ma glaubt, 's geht alles af Frantz'n,
Verführ'n die Buab'n so guat,
Dass koaner mir seli wern thuat.

Die Gerst'n is a net guat g'rath'n,
Den Woaz [7]) hat die Sunn mir verbrat'n [8]),
Vor Hitze verschmacht' i 's halb Jahr
Und 's halb Jahr dafrier i schon gar.

Stier hon i a glei so oan magern,
Für 's Ross da hon i koan' Habern,
Kam fahr i da draußen a Trum [9]),
So fallt mir der Häuter [10]) schon um.

Mei Weib, das is a so besunna [11]),
Sie kimmt mir so wunderli für.
Die schlechtesten Leut die hon i,
A guater, der geht net zu mir.

Dann thuat mir mei Weib a viel schlaf'n,
Wann s' auf is, da thuat s' wieder schaff'n [12]),
Und gab [13]) i net überall nach,
So hätt' i das Foier am Dach.

---

[1]) Mägde. [2]) grundlos im Essen. [3]) Exemplare, Dinger. [4]) mahnen. [5]) unlängst. [6]) Reisig. [7]) Weizen. [8]) verbrannt. [9]) Strecke. [10]) Mähre. [11]) capriciert. [12]) schaffen, commandieren. [13]) gäbe.

So mag is ja nimmer bleib'n,
Hiazt wird mer die Sach scho zu dumm,
Woaß nimmer a Geld aufzutreib'n,
Wann i a renn umadum.

Und ös, meine Landler [1]) und Herrn,
Oes habts ja so leicht umesein [2])!
I bin das stinknortige Stoanberger Bäuerl,
Möcht lieber im Pfefferland sein.

I thua mer halt grad a so denk'n:
Gott wird mer sei Gnad no gwiss schenk'n,
Dass i endli in'n Himml kimm 'nauf,
Nacha lach i die Bödmer [3]) all aus.

(Obermurthal.)

's Ebelbacher Lied.

So lang der Holzknecht Mandl
Noch jodelt drobn im Wald,
So lang der Sens'nhammer
In Ebelbach noch knallt,
So lang der Bräuer Seppl
Noch wackelt mit sein Bauch,
So lang hört si die G'müthlichkeit
In Ebelbach net auf.

Die Straß'n hier in Ebelbach,
Die hom jetzt gar koa G'sicht,
Im Straß'nkoth vasinkt ma schier,
Dass oan der Fuß obricht.

---

[1]) Flachlandbewohner. [2]) zu leben. [3]) Bodenbewohner. — Dies alte Volkslied kehrt in vielen Alpengegenden, so auch im Tirolischen und Salzburgischen in verschiedenen Variationen wieder. Siehe auch: „Süeß, Salzburger Lieder."

Die Bahn, die wollen s' a no baun,
Das ganget uns no o!
Dafs d' Juden könnt'n einafahrn,
Aft hätt' mer d' Banda do.

Im Sommer kemment Fremde her
Und geh'n herent spazier'n.
Da is a oaner einag'fahrn,
Der hat vor Hunger g'schrie'n!
Die Damen thoan sich a scho sehr
Mit Fetz'n auswatier'n
Und mit die Männer jung und alt
Gar fleißi coquettier'n.

Und oane hat a blachs G'sicht
Mit rother Farb ang'schmiert,
Und oane is so liabli,
So voller Pracht und Zierd;
Am Tag, da hat sie falsche Haar
Und falsche Zähnd a Paar.
Das Mieder is so reizend a,
Wann's nur koa Kautschuk wa!

Hiazt geht das Nest bald unter,
Die G'müthlichkeit is g'fall'n:
Ma hört koan Holzknecht jodel'n,
Ma hört koan Hammer knall'n,
Die Jud'n nehm'n überhand
Herum in unserm Grab'n,
Bis mer wern die Tremml[1]) nehm'
Und all sie außischlag'n.

---

[1]) Prügel.

Oan grean' Huat mit Federn,
Den derfens' nimmer trag'n,
Hiazt derfens' nur a Kappl
Von Papp'ndeckl hab'n.
A Kappl nur vo Papp'ndeckl,
Odr oan Huat vo Stroh,
Das find't ma hier in Edelbach
Halt heuzutag schon so.*)

(Murthal).

*) Ist jüngeren Ursprungs





5. Schnadahüpfln aus Mixnitz.

Wie soll i denn singa,
Wann i net konn?
Sing i wie die Hühnl,
So peckt [1]) mi der Hohn [2]).

„Tschitschipe, tschitschipe!'
Singen die Vögel.
D' Hammerschmied hammern,
San rechte Flegl.

Mei Schatz is a Schmied,
Aber brennt is a nit.
Jetzt lass i ma'hn brenna,
Sonst kennt i ihn nit.

Mei Schatz is a Schmied,
Is a so a Prahler,
Er hat net oan Heller,
Aber red von die Thaler.

Der Plampl in Mixnitz
Is a so a Waschl [3]),
Hat d' Gosch'n auf der Seit'n
Wie a Jankätaschl [4]).

Der Plampl in Mixnitz
Is a grantiger Kampl,
Hat a Mutterschaf g'fress'n
Mit sammt dem kloan Lampl.

---

[1]) pickt. [2]) Hahn. [3]) Tölpl. [4]) Rocktasche.

Der Schneider von Rottenbach
Und seine Sihn' [1])
Hamt woll'n d' Gas curier'n,
Doch is sie scho hin.

Steig aufi, steig aufi,
Wo's Bergl hoch is,
Steig eini, steig eini,
Wo's Weinl guat is.

Es traut sich der Wastl net
Eini ins Haus:
Ueber'n Weg is eahm g'rennt —
A Katz mit ar Maus.

Zu dir bin i ganga
Bei Schnee und bei Eis,
Zu dir gehr is nimmer
Du hast mer z'viel Läus.

Zu dir bin is ganga
Bei Wind und bei Schnee,
Zu dir gehr is nimmer
Du hast mer z'viel Flöh.

Hon i a Dindle g'liebt
So a leichte Prax'n [2]),
Hiazt hat's oan Gotscheber
Mitsammt saner Krax'n [3]).

Zwoa scheeweiße Täuberl
Hon 'bußelt und g'nist,
Und i hab ans Dindl
Halt denk'n g'müßt.

Heut bin i guat aufg'legt,
Muaß selba sehr lacha,
Und muafs mer a Liadl
Und a Sprüchl macha.

[1]) Söhne. [2]) Ding. [3]) Korb.

Lusti is 's Schmied san,
Wann's Hammerl guat geht,
Wann d' Bierflasch'n allweil
Beim Ambos dasteht.

Der Nazl vo Maxlan
Hat d' Wadel'n voran,
D' Schienbein seint hintn,
So schauts 'n nur an!

Bei uns hat a Köchin
Gar g'sagt heurigs Jahr:
Nach'm Jänner da kimmt
Halt g'wiß Februar.

Zidlzumpferl, zidlzumpferl,
's wird Hozet dös Jahrl,
Der Franzl, die Gretl
Die werd'n a Paarl.

Den Stiegl[1]), wo i g'stieg'n,
Den steig i nimmer,
Das Mensch, was i g'liebt hon,
Das krieg i nimmer.

Herr Vad'r, Frau Muader,
Oan oanzige Bitt!
A kloans Glasl Branntwein,
Mi beißt 's in der Mitt!

Kimst allweil zan Kühstall,
Aber niemals zu mia,
Kimmst allweil als Bsoffna,
Als Niachtna kimmst nia.

Was hat denn der Franzl?
Er loahnt si bald an,
Bald steht er, bald liegt er,
Der g'spoaßige Mann!

---

[1]) Stiege, Steig.

Der Bäck is valiabt,
Der hat, i hab's g'spürt,
Anstatt oan Tampfl [1])
Rahm eini g'rührt.

Mei Dindl heißt Cilli,
Mit'n Busseln is 's willi,
Gab's Goschl [2]) mit a,
Wann's zum oschraub'n wa.

Hab [3]) is mei Alte,
Weil i net hoamgeh i,
Hat Tropf'n im G'sicht,
O vergiss mei nicht!

Bins a lustener Bua,
A Lebzelterg'sell,
Möcht heirat'n 's Deindl
Gleich af der Stell.

Af der Alma gibt's Kalma
Und g'schekete Küah
Und schwarzaugete Dindl,
Aber kriegt hab i s' nia

's Mensch hat a Goldhaub'n
Und a weiß Kload,
Beim Haus wart der Hollrixtax
Unter der Pfoat.

Wann die Bauern gern tanz'n,
Da seind guade Jahr',
's thuat der Haber schön hudeln [4])
Und die Weiber wern schwar.

I hab a kloans Häusl
Und bau alle Jahrl
Sex Erdäpfl an
Und Krautköpf a Paarl.

[1]) Sauerteig. [2]) Mündchen. [3]) habsein=zürnen. [4]) gedeihen.

Bins a lustiger Bua,
Bins her von Preußen,
Mach Sens'n und Sich'ln
Und Tangleisen.

Koa Mühl ohne Staub,
Koa Bam ohne Laub,
Koa Winter ohne Schnee,
Koa Dindl ohne — Flöh!

Da drobn auf der Alm
Geht's Schatzerl daher,
Hat 'n Kropf af der Seit'n,
Schaut kreuzlusti her.

Pfüat Gott, liebe Alma,
Die Bleamlan geh'n aus,
Hiazt kimmt halt der Winter,
Hiazt geh mas nach Haus.

Der Bauer, der Waschl [1]),
Und der Hammerschreiber
Hom mers Mensch net vergönnt,
Die Hungerleider!

Mei Dindl hoaßt Reserl,
Der Nam hat ma g'fall'n,
Den lass i mer aufi
Af's Bettstattl mahl'n.

Mei Dindl, die Franzl,
Hat schneeweiße Zahndl,
Zwoa Röserl im G'sicht,
Aber treu is si nicht.

Bins a lustiga Fuhrmann,
Was spann' i denn an?
Zwoa Rapperl in d' Deix'l
Und Füx'l voran!

---

[1]) Tropf.

Fuchspass'n thur i net,
's is mer zu kalt,
Da könnt ma dafrier'n
Und wern stoanalt.

Mei Voda hat g'sagt:
„Geh' ackern hintaus!"
Hab Unrecht vastand'n,
Geh' alle Nacht aus.

Hopasah, hört's auf mi,
Hopsaschneid, prügelt's mi,
Häts mer schon längst a than,
Könnts mer net an.

Hiazt hat oaner g'sung'n,
Aber ganz verriss'n,
Wann er no amal singt,
Wird er außig'schmiss'n.





6. Obermurthaler G'stanzl.

Z'was sollt' denn i trauern
In 'n ledig'n Stand,
Lass mer solchne Leut trauern,
Die zammg'heirat hant.

's is ma nix liaber,
Als mei Kam'rad
Aba das g'freut mi net,
Dass er mei Dindl hat.

Eh' dass i mei Dindl
Oan andern Buam liess,
Eh' führ i 's in 'n Wald,
Und vergrab es in 'n Miess [1]).

Dindle, du jung's,
Du Lampal, du frumm's,
Dindle, du kloan's,
Geh', tand'l ma oans!

's Dindl is a Nahd'rin,
Dös is vodrad,
Hat ma hoamli mei Herz
In ihr Miader eing'naht.

's Dindl hat a Maul,
Dös lacht halt damit,
's konnt oan a beiss'n,
Dös thuat s' aber nit.

---

[1]) Moos.

Herzig schön's Dindl,
Du Grusal [1]), du kloan's,
Möchst halt gern heirath'n,
Geld ham mer koans.

s' Dindle is jung,
Und i a net alt,
Wax'n z'samm' auf,
Wie Gräßing [2]) im Wald.

Die Gräßing im Wald,
Die steh'n auf der Wurz'n,
A brennhoaße Liab
Ham d' Leut', die kurz'n.

's Dindle is hab auf mi,
I hab eahm nix than,
Jetzt möcht's mi glei wieder,
Schau's nimmer an.

---

[1]) Schatzerl. [2]) Fichtenbäumchen.





7. G'sangl von der Murauer Gegend.

In Murau, in Murau
Da sand unsra zween,
Baldst [1]) den oan niederschlagst,
Bleibt der oan steh'n.

I bin a jungs Bürschal,
Frisch von Geblüat,
Hab koan Aderl in 'n Leib,
Das si net riad [2]).

Und hätt' i oan Aderl,
Das sie net riad,
So schneidet i 's außa,
Dass 's mi net iad [3]).

Die Murauer Bub'n
Seind eahner Geld wert,
Im Sommer im Schatt'n,
Im Winter am Herd.

Sollst a Kellnerin sein,
Schenkst mer koan Wein?
Is der Nam' umasist [4]),
Dass d' a Kellnerin bist.

---

[1]) sobald. [2]) rührt. [3]) irremacht. [3]) umsonst.

A Treu' und a Knödl,
Und a Treu' und a Wurst,
Der a Kellnerin liabt,
Der leid't nie oan Durst.

Auf und auf schlampert[1]),
Spottschlechte Wadel,
Und Arm' wie die Zaunsteck'n,
Dirn, solche Tadel!

Vodrad bin i g'wachs'n,
Vodrad, wir a Sal[2]),
I lass d' Leut plaudern
Und denk ma mein Dal[3]).

Mei Vad'r is a Stiglitz,
Mei Muada a Zeisl,
Mei Vad'r springt eini,
Prügelt d' Muada im Häusl.

Lusti' Buam san ma
Mir Oesterreicha,
Ham ma koa Nickl,
Ham ma Kupferkreuza.

I und mei Vad'r
Ham's Häusl vakauft,
Net zwegn der Noth,
Aba 's Geld ham ma 'braucht.

Oes Landla, ös Landla,
Oes Nas'ndrucka,
Wann d' Murauer keman,
Müasst's eng vaducka.

---

[1]) nachlässig gekleidet. [2]) Seil. [3]) Theil.

Geh'nt d' Murauer aus,
So hoaßt's glei: „aha,
Rucks a weng af d' Seit'n
Seind d' Murauer da."

D' Liab hat s' mer aufg'sagt,
Da drauß'n beim Zaun,
I hab schon an andre,
Hiazt wird sie schau'n!





8. Tanzlieder.

Der erste (Tänzer):
'S Tanz'n ist lusti,
Ma muafs dabei schwitz'n,
Die andern wohl a glei
Beim Neb'nsitz'n.

Der zweite:
Hiazt hat oaner g'sung'n,
Weit hat ma's g'hört,
Unsern Schuster sei Gas,
Die hat dabei g'röhrt [1]).

Der erste:
Hab' glaubt, wär an Antwort,
A schneidige, krieg'n,
Aber der braucht a Woch'n
Zan Tanzl studier'n.

Der zweite:
Hiazt hat oaner g'sungen,
Is steck'n blieb'n,
Hätt i oan Prügl g'habt,
Hätt ihn nachetrieb'n.

---

[1]) jämmerlich gemeckert.

Ein Dritter:

Das Tanzel aufgeb'n
Das g'fallt mer gar wohl,
I hab in der Truh'n
A Schachterle voll.

Ein Vierter:

Hiazt hat oaner g'sung'n,
Er lass lieber bleim [1]),
Wann er no amal singt,
Geht eahm 's G'sicht aus'm Leim.

Ein Spielmann:

Glei alleweil prahl'n
Und koan Tanz nia zahl'n
Hoaßt nix af der Welt,
Ruckt's raus mit'm Geld.

Eine Tänzerin:

A Bua, der nit busselt,
Nit halst und nit schnalzt,
Der is wie a Bäu'rin,
Die d' Supp'n net schmalzt.

Weitere Tänzerin:

Z'nachst bist dahoam blieb'n
Zwegen oan kloan Reg'n,
I brauch di, wann's schön is,
Ja a nimmer z'seg'n.

Deren Tänzer:

Und ob du mi gern hast,
Oder nit magst,
Es is mir ganz gleich,
Was d' mir a sagst.

---

[1]) bleiben.

Weitere Tänzerin:

Tanz aufi, tanz obi,
Du bist mer nit z'wider,
I sag dir's, i sag dir's:
Mit dir tanz i wieder.

Ihr Tänzer:

Abece Zweschkenkern,
Das Dirndle hätt' mi gern,
Abece Gletz'nbirn,
Sollst mi nit krieg'n.





